

Renée Ahdieh
Das Mädchen aus Feuer und Sturm

Weitere Titel der Autorin:

Zorn und Morgenröte

Rache und Rosenblüte

Renée Ahdieh

DAS MÄDCHEN AUS
Feuer & Sturm

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch
von Martina M. Oepping

(one)

Für 엄마 Mama Joon – Dafür, dass sie mir beigebracht
hat, dass Schwäche in Wahrheit nichts
als die Schwäche des Geistes ist.



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Titel der englischsprachigen Originalausgabe:
»A Flame in the Mist«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2017 by Renée Ahdieh/Penguin Random House LLC
Published by arrangement with Baror International

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: © Sandra Taufer, München unter Verwendung von Motiven von
shutterstock: Susan Fox; Gordan; 100ker; arborelza; Breslavtsev Oleg; Elina Li; umiko
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Bembo STD
Druck und Einband: ••• [N.N., Ort]
Printed in Germany
ISBN 9978-3-8466-0069-6

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche
Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in
der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

DIE SIEBEN TUGENDEN DES BUSHIDÓ:
DER WEG DES KRIEGERES

義

Gi – Rechtschaffenheit

勇
氣

Rei – Respekt

仁

Makoto – Wahrhaftigkeit

礼

Meiyo – Ehre

誠

Chü(gi) – Loyalität

名
誉

Yü(ki) – Mut

忠
義

Jin – Nächstenliebe

»In diesem Zeitalter der Dekadenz, in dem wir leben, sind die Geister der Menschen verwirrt, und nur Worte werden geschätzt, nicht praktische Taten.«

– aus: Band des *Bansenshukai*, dem ursprünglichen Handbuch über den *Shinobi no Mono* oder *Die Kunst des Ninja*

Wie alles begann



Am Anfang gab es zwei Sonnen und zwei Monde.

Die Sicht des Jungen verschwamm und er konnte hinter die Wahrheit sehen. Hinter die Schande. Er konzentrierte sich auf die Geschichte, wie sie ihm seine *Uba* am Abend zuvor erzählt hatte. Eine Geschichte von Gut und Böse, hell und dunkel. Eine Geschichte, in der die siegreiche Sonne hoch über ihren Feinden aufging.

Instinktiv tasteten seine Finger nach der schwieligen Wärme der Hand seiner *Uba*. Kisuns Kindermädchen war bei ihm gewesen, solange er denken konnte, aber jetzt – wie alles andere – war sie weg.

Jetzt war niemand mehr da.

Gegen seinen Willen klarte sich die Sicht des Jungen auf und gab den Blick auf den klaren blauen Mondhimmel über ihm frei. Seine Finger umklammerten das steife Leinen seiner Hemdsärmel.

Sieh nicht weg. Wenn sie bemerken, dass du wegsiehst, werden sie dich für feige halten.

Und wieder hörte er in Gedanken seine *Uba* mahnen.

Er senkte den Blick.

Der Innenhof vor ihm war mit flatterndem Weiß behangen, an drei Seiten von Reispapierparavents umgeben.

Wimpel mit dem goldenen Wappen des Kaisers tanzten in der

flüchtigen Brise. Zur Linken und zur Rechten standen Zuschauer mit ernstem Blick – Samurai in der dunklen Seide ihrer formellen *Hakama*.

In der Mitte des Innenhofes befand sich der Vater des Jungen. Er kniete auf einer kleinen Tatami-Matte, die mit ausgebleichtem Segeltuch bedeckt war. Auch er war ganz in Weiß gehüllt, seine Züge wie in Stein gemeißelt. Vor ihm stand ein niedriger Tisch mit einem kurzen Schwert darauf. An seiner Seite stand der Mann, der einstmal sein bester Freund gewesen war.

Der Junge versuchte, mit seinem Vater Augenkontakt herzustellen. Einen Moment lang bildete er sich ein, sein Vater blicke in seine Richtung, aber es konnte sich auch um eine Täuschung durch den Wind handeln. Ein Trick des parfümierten Rauchs, der sich über den gedrunghenen Kuperfeuerschalen kräuselte.

Der Vater wollte seinem Sohn nicht in die Augen sehen. Der Junge wusste das. Die Schande war zu groß. Und sein Vater würde lieber sterben als die Schande von Tränen an seinen Sohn zu übergeben.

Die Trommeln begannen, einen langsamen Rhythmus zu schlagen. Eine Totenklage.

In der Ferne, jenseits der Tore, konnte der Junge unterdrückt das Geräusch lachender und spielender kleiner Kinder hören. Sie wurden schnell mit einem knappen Ruf zum Schweigen gebracht.

Ohne Zögern löste sein Vater den Knoten an seiner Taille und riss sein weißes Gewand auf, entblößte die Haut seines Bauches und seiner Brust. Dann stopfte er die Enden der Ärmel unter seine Knie, um zu vermeiden, dass er hintenüberfiel.

Denn selbst ein in Ungnade gefallener Samurai sollte ehrenhaft sterben.

Der Junge sah, wie sein Vater nach dem kurzen *Tanotō*-Schwert

auf dem kleinen Tisch vor sich griff. Er wollte ihm zurufen, aufzuhören. Um einen Augenblick Aufschub bitten. Um noch einen letzten Blick.

Nur einen.

Aber der Junge blieb stumm, die Finger, die er zur Faust geballt hatte, wurden blutleer. Er schluckte.

Sieh nicht weg.

Sein Vater packte das Schwert mit beiden Händen an dem Strang weißer Seide an seinem Knauf. Dann stieß er das Schwert in seine Mitte, wobei er langsam nach links schnitt, dann hoch nach rechts. Seine Gesichtszüge blieben unbewegt. Nicht ein Hinweis auf Schmerz war auszumachen, obwohl der Junge danach suchte – es fühlte – trotz aller Anstrengung seines Vaters.

Sieh niemals weg.

Endlich, als sein Vater den Hals vorreckte, sah der Junge es. Ein schmales Zucken, eine Grimasse. Im selben Moment bebte dem Jungen das Herz in der Brust. Ein heißer Ausbruch von Schmerz erglühte darunter.

Der Mann, der der beste Freund seines Vaters gewesen war, machte zwei lange Schritte, dann schwenkte er ein schimmerndes *Katana* in einem perfekten Bogen auf den freigelegten Hals seines Vaters zu. Der Aufprall des Kopfes seines Vaters auf der Tatami-Matte brachte die Trommelschläge zu einem abrupten Innehalten.

Und immer noch sah der Junge nicht weg. Er beobachtete, wie der Purpur aus dem zusammengesunkenen Körper seines Vaters spritzte, über die Matte hinaus und auf die grauen Steine dahinter. Der penetrante Geruch des frischen Bluts erreichte seine Nase – warmes Metall und Seesalz. Er wartete, bis der Körper seines Vaters in eine Richtung getragen wurde, der Kopf in eine andere, auf dass er als Warnung zur Schau gestellt würde.

Nicht die kleinste Andeutung von Verrat würde geduldet werden. Nicht einmal ein Flüstern.

Während der ganzen Zeit war niemand dem Jungen zur Seite getreten. Niemand wagte, ihm in die Augen zu sehen.

Die Last der Schande nahm in der Brust des Jungen Form an, schwerer als irgendeine Last, die er tragen konnte.

Als sich der Junge schließlich abwandte, um den leeren Innenhof zu verlassen, fiel sein Blick auf eine knarrende Tür in der Nähe. Ein Kindermädchen begegnete seinem unerschütterlichen Blick, ihre eine Hand glitt von der Türverriegelung ab, mit der anderen Hand umklammerte sie zwei Spielzeugschwerter. Einen Augenblick lang errötete sie.

Sieh niemals weg.

Die Kinderfrau senkte unbehaglich ihren Blick. Der Junge beobachtete, wie sie schnell einen Jungen und ein Mädchen durch das hölzerne Tor schob. Sie waren ein paar Jahre jünger als er und entstammten offenbar einer wohlhabenden Familie. Vielleicht waren sie die Kinder eines des Samurai, die heute in Bereitschaft gewesen waren. Der kleine Junge zog die feine Seide seines Kimonokragens gerade und schoss an dem Kindermädchen vorbei. Er hielt nicht einmal lange genug inne, um die Gegenwart eines Verrätersohnes wahrzunehmen. Das Mädchen hingegen blieb stehen. Sie sah ihm direkt ins Gesicht, ihre kessen Züge in ständiger Bewegung. Sie rieb sich mit dem Handballen die Nase, zwinkerte und ließ ihren Blick an ihm auf- und abgleiten, bis er in seinem Gesicht anhielt.

Er hielt ihrem Blick stand.

»Mariko-sama!«, schalt das Kindermädchen. Sie flüsterte dem Mädchen etwas ins Ohr, dann zog sie es am Ellbogen weg.

Trotzdem flackerten die Augen des Mädchens nicht. Nicht ein-

mal, als sie an der Pfütze vorbeikam, die die Steine verdunkelte. Selbst als sich ihre Augen voller Erkenntnis zusammenzogen.

Der Junge war dankbar, dass er kein Mitleid in ihrem Ausdruck erkennen konnte. Stattdessen musterte ihn das Mädchen unbeirrt weiter, bis die Kinderfrau sie um die Ecke schob.

Sein Blick suchte nun wieder den Himmel, das Kinn hochgehoben, ohne Rücksicht auf seine Tränen.

Am Anfang gab es zwei Sonnen und zwei Monde.

Eines Tages würde die siegreiche Sonne aufgehen ...

Und alle Feinde seines Vaters in Brand setzen.

Illusionen und Erwartungen



Zehn Jahre später

Oberflächlich betrachtet schien alles in bester Ordnung.

Eine elegante Sänfte. Eine pflichtbewusste Tochter. Eine Ehre wurde erwiesen.

Dann, als ob sie sie verspotten wollte, kam Marikos Sänfte ins Schlingern und schleuderte ihre Schulter gegen die Innenwand der *Norimono*. Die erhabenen Perlmutter-Einlegearbeiten würden ganz sicher Spuren hinterlassen. Mariko holte tief Luft und unterdrückte das Bedürfnis, im Schatten herumzunörgeln wie eine wütende alte Schrulle. Der Lackgeruch der Sänfte stieg ihr in den Kopf und erinnerte sie an die klebrigen Drachenbartsüßigkeiten, die sie als Kind so geliebt hatte.

Ihr dunkler, ekelhaft süßer Sarg, der sie zu ihrer letzten Ruhestätte brachte.

Mariko sank tiefer in ihre Kissen. Nichts an der Reise in die Kaiserstadt Inako war so gelaufen wie geplant. Ihr Geleitzug war später aufgebrochen als beabsichtigt und hatte viel zu oft angehalten. Wenigstens konnte Mariko jetzt an der Art, wie die Sänfte sich nach vorn neigte, erkennen, dass es ein Gefälle hinabging. Was bedeutete, dass sie sich hinter den Hügeln um das Tal befanden und die Hälfte des Weges nach Inako bereits hinter sich gelas-

sen hatten. Sie lehnte sich zurück und hoffte, ihr Gewicht könnte die Last ausbalancieren.

Als sie sich gerade zurechtgesetzt hatte, hielt die Sänfte wieder plötzlich an.

Mariko hob den seidenen Schleier, der das winzige Gitter zu ihrer Rechten bedeckte. Die Dämmerung setzte gerade ein. Der Wald vor ihnen war nebelverschleiert, die Bäume nichts als gezackte Silhouetten vor einem silbrigen Himmel.

Als Mariko sich anschickte, den Soldaten anzusprechen, der ihr am nächsten stand, kam ein junges Dienstmädchen herbeigestolpert. »Meine Herrin!«, keuchte das Mädchen und richtete sich neben der Sänfte auf. »Ihr müsst verhungert sein. Ich war so nachlässig. Bitte vergeb mir, dass ich euch vernachlässigt habe.«

»Es ist schon gut, Chiyo-chan«, erwiderte Mariko freundlich lächelnd, aber die Augen des Mädchens blieben weit aufgerissen vor Sorge. »Ich war nicht diejenige, die den Geleitzug angehalten hat.«

Chiyo verneigte sich tief, sodass die Blumen auf ihrer wenig kunstvollen Hochsteckfrisur verrutschten. Als sie sich wieder aufrichtete, reichte die Dienerin Mariko ein ordentlich verpacktes Bündel. Dann zog sich Chiyo auf ihren Posten neben der Sänfte zurück, nicht ohne Marikos warmes Lächeln zu erwidern.

»Warum haben wir angehalten?«, fragte Mariko einen Soldaten der *Ashigaru* in ihrer Nähe.

Der Soldat wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann nahm er den langen Stock seiner *Naginata* in die andere Hand. Das Sonnenlicht spiegelte sich in der scharfen Klinge. »Es ist der Wald.«

Mariko wartete, überzeugt, dass seine Erklärung noch nicht ihren vollen Umfang erreicht hatte.

Schweißperlen sammelten sich auf der Oberlippe des Soldaten. Er öffnete den Mund, um zu sprechen, aber das Getrappel von heranahenden Hufen lenkte ihn ab.

»Herrin Hattori ...« Nobutada, einer der Vertrauten ihres Vaters und sein getreuester Samurai, zügelte sein Streitross auf der Höhe von Marikos *Norimono*. »Ich entschuldige mich für die Verzögerung, aber einige der Soldaten haben ihrer Sorge Ausdruck gegeben, den Jukaiwald zu durchqueren.«

Mariko blinzelte zweimal, ihre Züge nachdenklich. »Gibt es einen bestimmten Grund?«

»Nun da die Sonne untergegangen ist, fürchten sie die *Yōkai*, und sie haben Sorge ...«

»Dumme Geschichten über Spukgeister im Dunkeln.« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sonst nichts.«

Nobutada hielt inne. Zweifellos nahm er ihre Unterbrechung zur Kenntnis. »Sie behaupten auch, dass der Schwarze Clan erst kürzlich hier in der Nähe gesehen wurde.«

»Sie behaupten?« Mariko zog eine dunkle Augenbraue hoch. »Oder haben sie sie wahrhaftig gesehen?«

»Es sind nur Behauptungen.« Nobutada lockerte den Kinnbügel unter seinem gehörnten Helm. »Obwohl es ungewöhnlich für den Schwarzen Clan wäre, uns zu berauben, denn sie greifen für gewöhnlich keine Geleitzüge mit Frauen und Kindern an. Vor allem nicht solche, die von Samurai begleitet werden.«

Mariko blieb nachdenklich. »Ich füge mich deiner Meinung, Nobutada-*sama*.« In Gedanken an den Soldaten vor einem Augenblick bemühte sie sich um ein Lächeln. »Und bitte sieh zu, dass die *Ashigaru* genügend Zeit haben, sich auszuruhen und bald Wasser bekommen, denn sie scheinen übermüdet.«

Nobutada machte ein finsternes Gesicht, als er diesen Wunsch

hörte. »Wenn wir gezwungen sind, den Jukaiwald zu umrunden, bedeutet das einen zusätzlichen Reisetag.«

»Dann bedeutet es eben einen zusätzlichen Reisetag.« Sie fing schon an, den Vorhang zu senken, das merkwürdige Lächeln immer noch auf ihren Lippen.

»Ich würde lieber nicht riskieren, den Kaiser zu verärgern.«

»Dann ist die Entscheidung einfach. Wir müssen mit gutem Beispiel vorangehen. Das hast du mir beigebracht, als ich noch ein kleines Mädchen war.« Mariko senkte nicht den Blick, als sie mit ihm sprach. Genauso wenig wie sie sich für die Schroffheit ihrer Erwiderung entschuldigte.

Sein finsterner Blick verdüsterte sich noch mehr. Mariko unterdrückte einen Seufzer. Sie wusste, dass sie schwierig war. Wusste, dass sich Nobutada wünschte, sie würde ihm die Entscheidung abnehmen. Oder wenigstens ihre Meinung kundtun.

Um ein nutzloses Machtspiel zu spielen. Ein Spiel, das Nobutada dann als der ältere selbstgefällig untergraben könnte.

Als Mann.

Sie konnte sich nicht helfen: sie spürte Verbitterung unter der Oberfläche brodeln.

Kontrolle ist eine Illusion. Erwartungen sollen meine Tage nicht bestimmen.

Jetzt nicht mehr.

»Vielleicht nicht ganz einfach«, verbesserte sich Mariko, ihre Finger spielten mit dem Saum des Vorhangs. »Aber es *ist* leicht.« Sie mäsigte ihren Ton – ein erbärmlicher Versuch, ihn zu besänftigen. Ein Versuch, der andere nur noch nervöser machte, wie es ihr widerspenstiges Wesen oft tat. Kenshin schalt sie oft deswegen. Wie oft bat er sie, weniger ... eigensinnig zu sein.

Sich anzupassen, wenigstens in diesen kleinen Dingen.

Mariko neigte den Kopf. »Wie dem auch sei: auf alle Fälle beuge ich mich deinem weisen Urteil, Nobutada-*sama*.«

Ein Schatten fiel auf seine Züge. »Sehr wohl, Herrin Hattori. Wir werden den Jukaiwald durchqueren.«

Mit diesen Worten trieb er sein Pferd zurück an die Spitze des Geleitzuges.

Wie erwartet hatte Mariko ihn verärgert. Sie hatte, seit sie heute Morgen das Heim ihrer Familie verlassen hatten, keine klare Meinung geäußert. Und Nobutada wollte, dass sie damit spielte, ihm Befehle zu erteilen. Ihm Aufgaben zu geben, wie sie sich für einen Mann seiner vielgepriesenen Rolle ziemten.

Aufgaben, wie sie einem Samurai entsprachen, der die Aufgabe hatte, eine königliche Braut an den Hof zu geleiten.

Mariko nahm an, dass sie sich eigentlich Gedanken darüber machen sollte, verspätet am Kaiserpalast Heian einzutreffen.

Mit Verspätung zu ihrem Treffen mit dem Kaiser. Mit Verspätung zu ihrem Treffen mit seinem zweiten Sohn.

Ihrem zukünftigen Ehemann.

Aber es machte Mariko nichts aus. Seit dem Nachmittag, als ihr Vater sie darüber in Kenntnis gesetzt hatte, dass Kaiser Minamoto Masaru ein Eheangebot im Namen seines Sohnes Raiden abgegeben hatte, war ihr vieles gleichgültig geworden.

Mariko sollte die Ehefrau von Prinz Raiden werden, dem Sohn des Kaisers und seiner Lieblingsgemahlin. Eine politische Eheschließung, die den Stand ihres Vaters innerhalb der regierenden *Daimyō*-Klasse erhöhen sollte.

Sie sollte sich daran stören, dass sie wie Eigentum ausgetauscht werden sollte, um sich bei jemandem anzubiedern. Tat sie aber nicht.

Nicht mehr.

Als die Sänfte wieder weiterschlingerte, griff Mariko in ihr Haar, um die schmale Schildpattnadel in ihren dicken Haarwellen zurechtzurücken. Kleine Silber- und Jadestreifen baumelten von ihren Enden und verhedderten sich unaufhörlich. Als Mariko alles wieder festgesteckt hatte, ertastete ihre Hand die schmalere Jadespange darunter.

Die Züge ihrer Mutter nahmen in ihrer Erinnerung Gestalt an – der Ausdruck bewusster Resignation auf ihrem Gesicht, als sie ihrer einzigen Tochter den Jadezierschmuck ins Haar gesteckt hatte.

Ein Abschiedsgeschenk. Aber kein echtes Zeichen von Trost.

Genausowenig wie die letzten Worte ihres Vaters.

Sei eine Ehre für deine Familie, Mariko-chan. Deiner Erziehung gemäß. Schwöre deinen kindischen Wünschen ab. Sei mehr als ... das.

Mariko presste die Lippen aufeinander.

Es spielt keine Rolle. Ich habe meine Rache schon verübt.

Es gab keinen Grund für Mariko, sich mit diesen Dingen länger aufzuhalten. Ihr Leben würde nun auf einem klar gezeichneten Weg verlaufen.

Es spielte keine Rolle, dass der Weg nicht der war, den sie wollte. Es spielte keine Rolle, dass es noch so viel zu sehen und zu lernen und zu tun gab. Sie war zu einem einzigen Zweck bestimmt. Auch noch dazu zu einem törichten – die Ehefrau eines Mannes zu sein, wo sie genauso gut etwas anderes hätte sein können. Mehr. Aber es spielte keine Rolle. Sie war ja kein Junge. Und obwohl sie kaum siebzehn war, kannte Hattori Mariko ihre Stellung im Leben. Sie würde Minamoto Raiden heiraten. Ihre Eltern erhielten so das Renommé einer Tochter im Kaiserpalast Heian.

Und Mariko war die einzige, die von den Flecken auf diesem Renommé wusste.

Als die Dämmerung einsetzte, machte sich der Geleitzug auf seinen Weg tiefer in den Wald hinein. Der Geruch nach warmer, feuchter Luft nahm ein Eigenleben an. Er vermischte sich mit dem Eisen der Erde und dem Grün gerade niedergetretener Blätter. Ein ganz besonderes, berausches Parfum. Scharf und frisch, trotzdem sanft und düster, alles auf einmal.

Mariko erschauerte, eine Kältewelle erfasste ihre Knochen. Die Pferde um ihre Sänfte wieherten, wie als Erwiderung auf eine unsichtbare Bedrohung. Auf der Suche nach einer Zerstreung griff Mariko nach dem kleinen Essenspäckchen, das Chiyo ihr gegeben hatte. Sie wehrte die Kälte ab, indem sie sich in ihre Kissen grub.

Vielleicht hätten wir doch um den Jukaiwald herumgehen sollen.

Schnell verwarf sie diese Zweifel wieder, dann schenkte sie ihre Aufmerksamkeit dem Päckchen in ihren Händen. Darin waren zwei Reiskällchen, bedeckt mit schwarzer Sesamsaat, dazu sauer eingelegte Pflaumen, in Lotus-Blätter gewickelt. Nachdem sie ihre Mahlzeit ausgewickelt hatte, verlagerte Mariko ihr Gewicht, um die winzige gefaltete Papierlaterne anzuzünden, die über ihr baumelte.

Sie war eine ihrer ersten Erfindungen gewesen. Klein genug, um sie in einem Kimono-Ärmel zu verstecken. Ein besonders langsam brennender Docht, aufgehängt an dünnsten Drähten. Der Docht wurde hergestellt aus Baumwolle, mit Flussschilf umspinnen, dann in Wachs getaucht. Die Laterne behielt ihre Form trotz ihrer Größe, und lieferte unermüdlich ein gleichmäßig brennendes Licht. Mariko hatte sie als Kind gebastelt. In der undurchdringlichen Dunkelheit der Nacht war diese kleine Erfindung ihr Retter gewesen. Sie hatte die Laterne neben ihre Decken gestellt, wo sie ein warmes, freundliches Licht ausstrahlte, bei dem sie ihre neuesten Ideen skizziert hatte.

Mariko lächelte bei der Erinnerung. Sie begann zu essen. Ein paar schwarze Sesamsamen fielen auf die bemalte Seide ihres Kimonos, und Mariko wischte sie beiseite. Der Stoff fühlte sich unter ihren Fingerspitzen wie Wasser an. Während der Kimono in der Farbe von gesüßtem Rahm war, blitzte durch den Saum dunkelstes Indigo durch. Blassrosa Kirschblüten zierten dicht gedrängt die langen Ärmel und entfalteten sich bei Marikos Füßen zu Ästen.

Ein kostbarer Kimono. Angefertigt aus der seltenen *Tatsamura*-Seide. Nur eines der vielen Geschenke, die der Sohn des Kaisers ihr geschickt hatte. Er war wunderschön. Schöner als alles, das Mariko jemals in ihrem Leben besessen hatte.

Vielleicht hätte sich ein Mädchen, das solche Dinge schätzte, gefreut.

Als noch mehr Sesamsamen auf die Seide fielen, machte Mariko sich nicht mehr die Mühe, sie wegzuwischen. Sie aß in der Stille zu Ende und beobachtete, wie die kleine Laterne hin- und herschwang.

Die Ansammlung von Schatten draußen verlagerte sich und drang immer näher. Marikos Geleitzug bewegte sich jetzt tief unter einem Baldachin von Baumkronen. Tief unter einem Umhang von ächzenden Ästen und flüsternden Blättern. Merkwürdig, dass sie kein Zeichen von Leben draußen hörte – weder das Krächzen eines Raben, noch den Schrei einer Eule, noch das Sirren eines Insekts.

Dann blieb die *Norimono* wieder stehen. Viel zu abrupt.

Die Pferde begannen zu schnauben. Fingen an, mit den Hufen auf der blätterbedeckten Erde zu stampfen.

Mariko hörte einen Schrei. Ihre Sänfte schwankte. Wurde gegelenkt. Nur um dann mit einem dumpfen Aufprall auf den

Boden zu fallen. Ihr Kopf prallte gegen lackiertes Holz, dass ihr Sterne vor den Augen tanzten.

Und Mariko wurde von einem Nichts verschluckt.

Das Nachtungeheuer



Mariko erwachte von dem Geruch nach Rauch. Von einem dumpfen Dröhnen in den Ohren.

Von stechendem Schmerz in einem Arm.

Sie war immer noch in ihrer Sänfte, aber die war auf die Seite gekippt, der ganze Inhalt lag zerschmettert in einer Ecke. Der Körper ihrer vertrauten Magd lag über ihr. Chiyo, die so gerne geeiste Khakifrüchte gegessen hatte und Mondblüten in ihrem Haar arrangiert hatte. Chiyo, deren Augen immer so groß und so ehrlich gewesen waren.

Diese Augen waren jetzt in der endgültigen Maske des Todes erstarrt.

Mariko brannte es in der Kehle. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihre Sicht schwamm.

Ein Rascheln draußen brachte sie wieder zu sich. Ihre rechte Hand stützte sich auf einen weichen Klumpen neben ihrem Kopf. Sie holte tief Luft, bis sie wieder voll bei Bewusstsein war, es war wie ein unterdrücktes Schluchzen. Ihr Arm pochte schmerzhaft, schon bei der geringsten Bewegung.

Mariko schüttelte den Kopf, damit er wieder klar wurde. Und sah sich um.

Aus der Art, wie Chiyo über ihr lag – und aus der Art, wie Mari-

kos lackierte Sandalen der Dienerin aus der Hand gefallen waren – war ersichtlich, dass das Mädchen versucht hatte, Mariko aus der umgestoßenen Sänfte zu befreien. Versucht hatte, sie zu befreien und bei dem Versuch gestorben war. Überall war Blut. Es war über die glänzenden Einlegearbeiten gespritzt. Es war aus der klaffenden Wunde in Marikos Kopf gelaufen. Und aus der tödlichen Wunde in Chiyos Herz. Ein Pfeil war direkt durch die zarten Knochen des Mädchens gedrungen; seine Spitze hatte sich in die Haut von Marikos Unterarm gebohrt und ein purpurnes Rinnsal ausgelöst.

Verschiedene Pfeilspitzen steckten in dem Holz der *Norimono*. Weitere ragten in widerlichen Winkeln überall aus Chiyos Körper. Pfeile, die sicher nicht alle abgeschossen worden waren, um eine Dienerin zu töten. Und wenn diese aufopferungsvolle Dienerin nicht gewesen wäre, hätten diese Pfeile ohne Zweifel Mariko getroffen.

Marikos Augen liefen vor Tränen über, als sie Chiyo fest umklammerte.

Danke, Chiyo-chan. Sumimasen.

Mariko blinzelte ihre Tränen weg und versuchte, den Kopf zu wenden. Versuchte, sich zu orientieren. Der pochende Schmerz an ihrer Schläfe hielt Takt mit dem Rasen ihres Herzens.

Gerade als Mariko sich das erste Mal bewegte, kam das Grollen männlicher Stimmen näher. Sie spähte durch einen Riss in dem zersplitterten Gitter über sich. Alles, was sie erkennen konnte, waren zwei Männer, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet. Ihre Waffen strahlten hell im Licht ihrer Fackeln, die Klängen verschmiert von einem finsternen Rot.

Es können nicht ...

Aber der Beweis war unumstößlich. Der Schwarze Clan hatte ihren Geleitzug überfallen.

Mariko hielt den Atem an und drückte sich in die Ecke, als die Männer sich der Sänfte näherten.

»Sie ist also tot?«, fragte der größere der Männer schroff.

Der maskierte Mann rechts betrachtete die umgeworfene Sänfte. Sein Kopf neigte sich zu einer Seite. »Entweder das oder sie ist hinüber von ...«

Ein Heulen in der Ferne schluckte den Rest ihres Gesprächs.

Die Männer sahen einander an. Wissend.

»Sieh noch mal nach«, sagte der erste Mann. »Ich möchte nicht berichten müssen, dass wir bei unserer Mission versagt haben.«

Der zweite Mann nickte kurz und ging auf die Sänfte zu, seine Fackel hoch erhoben.

Panik erfasste Mariko. Sie biss ihre klappernden Zähne zusammen.

Zwei Dinge waren klar geworden, als diese maskierten Männer gesprochen hatten: Erstens wollte der Schwarze Clan offenbar Marikos Tod. Zweitens hatte irgendjemand ihnen den Auftrag erteilt, sie umzubringen.

Mariko rutschte ein ganz klein wenig zur Seite, als ob sie sich so vor ihren forschenden Augen verbergen könnte. Als ob sie so zum Nichts schrumpfen könnte. Chiyos Kopf sank nach vorn und schlug gegen das ramponierte Holz der *Norimono*.

Mariko unterdrückte einen Fluch und verwünschte ihre Gedankenlosigkeit. Sie atmete durch die Nase ein, als ob sie so ihr Herz an dem unaufhörlichen Hämmern hindern könnte.

Warum stank es plötzlich so stark nach Rauch?

Marikos Blicke schossen ängstlich hin und her. Die Ränder von Chiyos blutbeflecktem Gewand färbten sich schwarz.

Streifen den zerkrümelten Docht von Marikos winziger Laterne.

Fingen Feuer.

Sie benötigte all ihre Zurückhaltung, um ruhig und leise zu bleiben.

Angst bedrängte sie von allen Seiten. Zwang sie, eine endgültige Entscheidung zu treffen. Wenn Mariko zögerte, würde sie bei lebendigem Leib verbrennen. Wenn sie sich jedoch aus ihrem Versteck wegbewegte, würden die maskierten Männer ihren düsteren Auftrag ohne Zweifel zu Ende bringen.

Die Flammen leckten schon am Saum von Chiyos Gewand und griffen nach Marikos Kimono wie die Arme eines Kraken.

Ihre Panik wuchs, und Mariko rutschte noch einmal zur Seite und unterdrückte ein Husten an ihrer Schulter.

Es war höchste Zeit, eine Entscheidung zu treffen.

Wie muss ich heute sterben? Im Feuer oder durch das Schwert?

Der Mann, der auf sie zugekommen war, blieb eine Haaresbreite entfernt stehen. »Die Sänfte brennt.«

»Dann lass sie brennen.« Der größere Mann zuckte nicht einmal. Er sah auch nicht in ihre Richtung.

»Wir sollten gehen.« Der Mann direkt draußen blickte über seine Schulter. »Bevor der Blutgeruch und das verbrannte Fleisch die Nachtungeheuer anziehen.« Er war zum Greifen nahe. Nahe genug, um zuzuschlagen, hätte Mariko den Mut.

Der größere Mann nickte. »Wir brechen noch früh genug auf. Aber nicht, bevor du dich überzeugt hast, dass das Mädchen tot ist.«

Das klagende Bellen wurde lauter. Kam näher. Umzingelte sie.

Als der Mann neben ihr nach dem zerstörten Gitter griff, brach eine der zerbrochenen Stangen der *Norimono* entzwei. Das zerberstende Holz traf ihn am Arm und spritzte Splitter in alle Richtungen.

Er sprang zurück und fluchte unterdrückt. »Das Mädchen

ist so gut wie tot.« Der Mann sprach entschlossen, seine Fackel wütete im Wind. In der Hitze des aufsteigenden Feuers lief der Schweiß Mariko in gleichmäßigen Rinnsalen den Hals hinunter. Die anwachsende Glut neben ihren Füßen knisterte, als sie Chiyos Haut versengte.

Bei dem Geruch drehte sich Mariko der Magen um. Schweiß rann ihr in den steifen weißen Kragen.

Entscheide dich, Hattori Mariko! Wie willst du sterben?

Ihre Zähne klapperten. Mariko schluckte energisch und ballte ihre Finger zur Faust. Ihre Blicke huschten durch den winzigen zerschmetterten Raum. Mut lag ihr nicht im Blut. Sie verbrachte viel zu viel Zeit damit, ihre Möglichkeiten abzuwägen, um als mutig zu gelten. Zu viel Zeit, in der sie die vielen Wege, die vor ihr lagen, berechnete.

Aber Mariko wusste, dass es Zeit wurde, mehr zu tun. Zeit, mehr zu sein.

Sie wollte nicht als Feigling sterben. Mariko war die Tochter eines Samurai. Die Schwester des Drachen von Kai.

Aber vor allem hatte sie immer noch Macht über ihre Entscheidungen.

Jedenfalls an diesem einen, ihrem letzten Tag.

Sie würde ihrem Feind gegenüberreten. Und in Ehre sterben.

Ihre Sicht vom dichter werdenden Rauch getrübt, stieß Mariko Chiyo beiseite. Sie zitterte trotz ihrer großen Anstrengungen.

Ein Schrei ertönte in der Dunkelheit. Der Mann bei der *Norimono* fuhr bei dem knackenden Geräusch herum.

Auf die Schreie folgte das Knurren eines Tiers. Dem Geheul nach folgten noch weitere.

Noch ein gellender Schrei. Das Echo einer Totenglocke. Gleichzeitig die Schreie reißender Tiere.

»Die Nachtungeheuer!« Der Mann mit der Fackel schwenkte noch einmal um, seine Flamme folgte all seinen Bewegungen.

»Sie greifen uns von der Seite an!«

»Sieh nach dem Mädchen«, beharrte der erste Mann. »Das Mädchen ist wichtiger als ...«

»Die Braut des Prinzen ist so gut wie tot!« Mit diesen Worten warf er seine Fackel oben auf Marikos *Norimono*, wirbelte herum, nachdem er ihr Schicksal besiegelt hatte. »Kümmern wir uns um unsere Gefallenen. Lasst nichts zurück!«, rief er Männern zu, die sie nicht sehen konnte.

Mariko verbiss sich einen Schrei, als klirrendes Metall und sich bewegende Körper in den nahen Schatten zusammenklangen. Das Chaos wuchs mit jedem Augenblick. Die Flammen der *Norimono* schlugen höher. Rascher. Die Hitze färbte ihre Haut rosa. Sie ballte die Fäuste, erstickte ihren Husten und drückte sich weiter in die Ecke. Tränen strömten ihr über das Gesicht, raubten ihr jegliche Entschlossenheit.

Feigling.

Die Fackel oben entfachte auf dem lackierten Holz der *Norimono* ein prasselndes Feuer.

Es würde nicht lange dauern, bis Mariko darin verbrennen würde. Der lackierte Zunder um sie herum knallte und zischte, das geschmolzene Harz loderte in einer blauen Flamme.

Schauernd holte sie Luft.

Ich bin kein Feigling. Ich bin ... größer als das hier.

Ihre Tränen benetzten die Kimonoseide. Sie wehrte sich, wie ein in einem Käfig eingesperrtes Tier zu sterben. Wie ein Mädchen, dem nichts blieb als nur ihr Name.

Dann lieber durch das Schwert sterben. Besser den Nachtungeheuern ausgeliefert sterben.

In der Nachtluft sterben. *Frei.*

Ihr Puls pochte bis in die Fingerspitzen. Mariko schob Chiyos Leiche mit einer endlich entschiedenen Bewegung von sich. Sie stieß die Tür der *Norimono* auf. Eine glänzende Sandale fiel zu Boden, als sie sich abmühte, sich hochzuhieven, gierig nach Luft schnappend, um den Rauch in ihren Lungen zu löschen. Mariko taumelte aus den Trümmern, ihre Augen wild, als sie sich umsah, verzweifelt.

Der Wald lag in tiefster Dunkelheit da.

Und ihr Kimono brannte.

Ihr Gehirn arbeitete fieberhaft. Instinktiv. Mariko wickelte das seidene Material dicht um sich und nahm dem Feuer so die Luft, die es brauchte, um zu brennen. Ihr Handgelenk wurde unter den Kimonofalten angesengt, Rauch stieg in grauen Kringeln aus der flammenden Seide auf. Mit einem krächzenden Schrei riss Mariko an ihrem Obi und verfluchte die Art und Weise, wie er um ihre Taille gewickelt war. So aufwendig. So überflüssig. Durch das Unterholz taumelnd riss sie sich den wunderschönen Kimono von den Schultern, torkelte weg von der brennenden *Norimono* wie ein Trunkener.

Ihre Augen durchsuchten die Dunkelheit nach irgendeiner Spur von Licht. Alles, was sie sehen konnte, war ihre vor Flammen lodernde Sänfte. Ihr Kimono schwelte auf dem Waldboden.

Wenn die Männer zurückkommen, finden sie den Kimono. Sie werden wissen, dass ich entkommen bin.

Ohne zu zögern packte Mariko den Seidenkimono und schleuderte ihn zurück auf den Stoß zischender Flammen.

Die Seide loderte auf, als sie den schmelzenden Lack berührte. Brennende Seide und glühender Lack. Schmelzende Drachenbart-süßigkeiten.

Vermischt mit dem Geruch nach versengendem Fleisch.

Chiyo.

Sie blinzelte heftig und bemühte sich, aufrecht zu bleiben.

Überall um sie herum lagen die Leichen des Geleitzuges ihres Vaters. Mägde, Samurai, Fußsoldaten.

Alle abgeschlachtet wie eine einzige Person.

Mariko stand in den Schatten gehüllt, ihre Brust hob und senkte sich, während ihre Augen den feuchten Boden absuchten.

Alles, das irgendeinen Wert besaß, war gestohlen worden. Zügig. Effizient. Truhen waren geleert worden. Kaiserliche Streitrösler waren wie bewegliches Hab und Gut inkassiert worden. Übrig blieben nur die Zügel mit den Quasten. Bänder in Rot und Weiß und Gold übersäten den Boden.

Aber Mariko wusste, dass Raub nicht der vorrangige Anlass gewesen war.

Der Schwarze Clan wollte mich umbringen. Obwohl ich Prinz Raiden heiraten sollte, haben sie den Auftrag dennoch ausgeführt.

Jemand mit Macht über den Schwarzen Clan will meinen Tod.

Ein eiskalter Schock überlief sie unvermittelt. Ihre Schultern gaben plötzlich dem Druck nach. Und wieder – als ob es instinktiv geschähe – richtete Mariko sich auf, ihr Kinn hochgereckt, wie um weitere Tränen abzuwehren. Sie wollte dem Schock nicht erliegen. Genauso wie sie sich gegen ihre Ängste wappnete.

Denk nach, Hattori Mariko. Weitergehen.

Sie taumelte vorwärts, bereit, ohne einen einzigen Blick zurück zu fliehen. Genau zwei zögerliche Schritte kam sie weit, bevor sie ihre Meinung änderte. Es sich noch einmal genau überlegte, ob es so weise sei, ohne Waffen und in nichts als ihrer Unterkleider durch den finsternen Wald zu laufen.

Sie schützte sich, so gut es ging, vor dem Blutbad und ging auf

einen gefallenen Samurai zu. Sein *Katana* fehlte, aber sein kürzeres *Wakizashi* steckte noch in der Schwertscheide, die an seine Taille gebunden war. Sie nahm die kleine, handliche Waffe an sich. Sie hielt nur an, um Erde über ihren Spuren zu streuen, lief durch den Wald, einfach los, ohne Ziel, ohne Zweck. Ohne alles, nur in dem Wunsch zu überleben.

Die Dunkelheit um sie herum war beklemmend. Sie stolperte über Wurzeln, unfähig, etwas zu sehen. Nach einer Weile verschärfte das Fehlen des einen Sinnes alle anderen. Das Knicken eines Zweiges oder Trappeln eines Insekts drang mit dem Widerhall eines Gongs an ihre Ohren. Als es in einigen Büschen in der Nähe klirrte – Stahl, der sich gegen Stein rieb – drückte sich Mariko an die Rinde eines Baumes, und der Schrecken stahl ihr die letzte Wärme aus dem Blut.

Ein tiefes Knurren kroch aus der Erde, fuhr durch sie hindurch wie das Donnern einer sich nähernden Armee. Darauf folgte sogleich das Geräusch von schweren Pfoten, die über tote Blätter schreiten.

Wild. Verstoßen.

Ein Nachtungeheuer, das sich an sein letztes Beutestück heranpirschte.

Marikos Magen verkrampfte sich, und ihre Finger zitterten, als sie sich innerlich auf ihren Tod vorbereitete.

Nein, ich verstecke mich nicht in einer Ecke.

Nie wieder.

Sie stolperte von dem Baum weg, ihr Fußknöchel verding sich in einem Steinhaufen. Jede Bewegung durchrüttelte sie, und sie landete auf dem Waldboden, kam aber sofort wieder auf die Füße. Ihr Körper fühlte sich lebendig an, Kraft überrollte in Wellen ihre Haut, während das Blut durch ihren Körper raste. Es

gab nichts, wo sie sich verstecken konnte. Die weiße Seide ihrer Unterkleider half nicht, sie vor den unheilvollen Waldmonstern zu schützen.

Das Knurren hinter ihr war zu einem beständigen Grollen geworden. Unverzagt. Es kam immer näher. Als Mariko herumwirbelte, um ihrem Angreifer ins Auge zu sehen, nahmen zwei gelbe Echsenaugen in der Dunkelheit Form an. Wie die einer riesigen Schlange. Die Kreatur, die um diese Augen herum Gestalt annahm, war riesig, ihre Umrisse glichen einem Jaguar, ihr Körper aber war kompakt wie der eines Bären. Ohne gereizt worden zu sein, stellte sich das Biest auf die Hinterbeine, Speichel lief aus seinen gefletschten Fangzähnen. Es warf den Kopf zurück und heulte. Das Geräusch wurde von der Nacht zurückgeworfen.

Ihre Knie wurden weich, als wären sie aus Wasser, aber Mariko kämpfte, um sich zu wappnen.

Doch das Wesen griff nicht an.

Es blickte zur Seite, dann sah es sie wieder an. Seine gelben Augen glühten hell. Es neigte den Kopf, als ob es hinter ihre Schulter sehen wollte.

Lauf!, rief eine Stimme in Marikos Innerem. *Lauf, du kleine Närrin!*

Sie holte Luft, trat einen langsamen Schritt zurück.

Das Tier griff immer noch nicht an. Es sah weiterhin in dieselbe Richtung, sein Heulen wurde schriller und wilder.

Als ob es sie warnen wollte.

Dann – ohne ein weiteres Geräusch – glitt das Tier auf sie zu. Wie ein Geist. Wie ein Dämon des Waldes, der auf einem Wirbel aus schwarzem Rauch gleitet.

Marikos Schrei gellte in den Nachthimmel.

Das Ungeheuer verschwand in einem zischenden Luftsog.
In einem Wirbel von tintenschwarzer Dunkelheit.

»Nun gut«, sagte eine ruppige Stimme hinter ihr. »Das Glück meint es heute anscheinend gut mit mir.«

Kein Mädchen



Ein verdreckter Mann tauchte wie aus dem Nichts auf. Zweige zerknickten unter seinen bloßen Füßen, als er auf sie zugestakst kam.

»Was machst du hier, Mädchen?« Von seinen Lippen troff Speichel. »Weißt du nicht, dass dieser Teil des Waldes gefährlich ist?« Seine Knopfaugen glitten über ihre zitternde Gestalt.

Noch nie hatte ein Mann es gewagt, sie so anzusehen.

Mit solch ungehemmter Bosheit, die seinen Blick aufblitzen ließ.

»Ich bin ...« Mariko hielt inne, um nachzudenken, bevor sie antwortete. Um den sichersten Weg zu gehen. Sie konnte ihn nicht rügen, wie ihre Mutter es wohl getan haben würde. Dies war keiner der Vasallen oder Diener ihres Vaters. Tatsächlich wusste sie – nach dem, was sie gerade erlebt hatte – nicht einmal sicher, ob der Mann überhaupt aus Fleisch und Blut war.

Schluss mit diesem Unsinn.

Sie würde sich von ihrer Angst nicht so weit treiben lassen, sich eine menschliche Form aus Schatten und Rauch einzubilden.

Mariko stellte sich hoch erhobenen Hauptes hin und verbarg das *Wakizashi* notdürftig in ihren Unterkleidern. Außer Sichtweite. Anstatt den herrischen Ton ihrer Mutter anzunehmen,

sprach sie ganz ruhig. Sanft. »In Wahrheit wäre ich auch lieber nicht hier. Deshalb versuche ich ja, hier hinauszufinden.« Sie sah ihm still, aber herausfordernd in die Augen.

»In so einem Aufzug?« Er blickte sie anzüglich an, sein Lächeln nichts als Schmutz und Zahnlücken.

Sie sagte nichts, obwohl sie die Angst am ganzen Körper spürte.

Der Mann rückte näher. »Ich nehme an, du hast dich verlaufen?« Seine Zunge schoss aus dem Mund wie eine Eidechse auf der Suche nach Beute.

Mariko schluckte das Verlangen zu antworten herunter. Das Bedürfnis, ihm eine Lektion zu erteilen. Kenshin hätte ihn in Ketten abgeführt, nach nur einem knappen Nicken zu seinen Gefolgsleuten. Den Männern, die das Wappen des Hattori-Clans trugen. Aber Kenshin hatte die Macht eines Soldaten. Den starken Willen eines Samurai.

Und es wäre unklug von Mariko, einen Unbekannten zu provozieren.

Was sollte sie also sagen?

Wenn ihr Drohungen als Waffen nicht zur Verfügung standen, würde Gerissenheit vielleicht helfen. Mariko blieb stumm. Obwohl ihre freie Hand zitterte, blieb die Hand, in der sie das *Wakizashi* hielt, unerschütterlich.

»Du hast dich verirrt.« Der Mann kam noch näher. So nah, dass Mariko den Geruch von ungewaschener Haut und saurem Reiswein wahrnahm. Und das Kupfer gerade vergossenen Bluts. »Wie hast du es geschafft, dich hierhin zu verirren, wunderschönes Wesen?«

Ihr stockte der Atem. Sie packte den Griff des kurzen Schwerts fester. »Ich denke, wenn irgendjemand die Antwort auf diese Frage wüsste, gälte ich nicht mehr als verirrt«, sagte sie ruhig.

Der Mann gluckste und verpestete die Luft mit seinem ätzenden Atem. »Kluges Mädchen! So vorsichtig. Aber nicht vorsichtig genug. Wenn du wirklich vorsichtig wärst, wärst du nicht im Wald verloren gegangen ... ganz alleine.« Er legte seinen *Bō* zwischen ihnen beiden auf dem Boden ab. Frisches Blut bedeckte ein Ende der hölzernen Stange. »Bist du sicher, dass du nicht zu dem Geleitzug weniger als eine Meile von hier gehörst? Der mit all den Toten ...« – er lehnte sich sogar noch näher, seine Stimme jetzt ein Flüstern – »... und ohne Geld?«

Er war ihr gefolgt. Trotz all der Mühe, die Mariko sich gegeben hatte, ihre Spuren zu verwischen, hatte dieser Mann es geschafft, sie zu finden. Diese faule Krähe, die sich von den Brocken nährte, die die anderen übrigließen. Wieder zog sie es vor zu schweigen, versteckte aber das *Wakizashi* vollkommen hinter sich.

Worte würden ihr bei diesem Mann keine guten Dienste leisten.

»Wenn du dich verlaufen hast«, fuhr er gemächlich fort, »dann betrachte ich das als gutes Omen für dich. Der Schwarze Clan nimmt keine Gefangenen. Er hinterlässt auch keine Überlebenden. Das ist schlecht fürs Geschäft, weißt du. Ihr Geschäft und meins.«

Mariko dämmerte eine Erkenntnis, drängte sich geradezu auf. Wie sie vermutet hatte, war er kein Mitglied des Schwarzen Clans. Schon nach dem wenigen, das sie vorher verstanden hatte, wusste sie, dass diese Bande aus maskierten Mördern weitaus besser organisiert war.

Weitaus präziser.

Dieser Mann – mit seinen dreckigen Füßen und der verschmutzten Kleidung – war weder das eine noch das andere.

Als Mariko ihm wieder keine Antwort gab, runzelte er die Stirn und zeigte Zeichen von Beunruhigung.

»Was ist, wenn ich dich ihnen ausliefern würde?« Er schlich sich noch näher an sie heran – bis auf eine Armeslänge – und zog seinen *Bō* planlos durch die dunkle, lehmige Erde zu seinen Füßen. Das hätte bedrohlich wirken sollen, aber dem Mann fehlte die notwendige Schärfe. Die erforderliche Disziplin eines wahren Kriegers. »Ich bin sicher, der Schwarze Clan wüsste es sehr zu schätzen, wenn ich dich ihnen brächte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihnen daran gelegen ist, dass dieses Versagen ihren Auftraggebern zu Ohren kommt. Oder ihren Rivalen.«

Als sie sah, wie er über eine Wurzel stolperte, konnte Mariko eine kleine Spöttelei nicht unterdrücken: »Nun, dann wäre ich dir sehr verbunden, wenn du mich zu ihnen brächtest. Es scheint, sie haben ein paar meiner Besitztümer an sich genommen. Und die hätte ich gerne zurück.«

Er krächzte noch einmal ein Lachen heraus, und der Klang lief ihr eiskalt den Rücken hinunter.

»Du könntest fast unterhaltsam sein, wenn du mehr lächeln würdest.« Seine Lippen bogen sich nach oben. »Nur für den Fall, dass deine Mutter es dir nie gesagt hat, hübsche Mädchen wie du sollten lächeln. Besonders, wenn sie einen Mann dazu bringen wollen, nach ihrer Pfeife zu tanzen.«

Mariko erstarrte. Sie hasste solche Worte. Hasste die Andeutung, dass sie einen Mann brauchte, der alles für sie regelte.

Hasste die Richtigkeit dieser Worte.

»Mach dir keine Sorgen.« Der Mann schwenkte seinen *Bō* langsam und deutete ihr an, vor ihm herzugehen. »Wir werden den Schwarzen Clan finden. Es könnte eine Weile dauern. Aber ich kenne zufällig ihre Lieblingswirtschaft am westlichen Rand des Waldes. Sie müssen dort früher oder später auftauchen. Und ich bin ein geduldiger Mann.« Mit einem verschlagenen Grinsen

nahm er eine Rolle fransigen Seils, die an seinem Gürtel hing, ab.

Mariko machte sich auf einen Kampf gefasst und stellte ihre Füße locker auseinander. Sie gab in den Knien leicht nach. Versuchte, ihren Schwerpunkt tiefer zu legen.

»Außerdem ...« Sein breiter werdendes Grinsen ließ sie innerlich erschauern. »Du siehst aus wie eine tolle Begleitung.«

Als er das Tau abrollte, machte Mariko ihre Waffe bereit. Kenshin hatte ihr beigebracht, wo sie zuschlagen musste. Weiche Stellen, frei von Knochen, wie Magen und Kehle. Wenn sie ihn an der Innenseite oberhalb seiner Knie aufschlitzen könnte, würde der Mann schnell genug Blut verlieren, um in wenigen Augenblicken zu sterben.

Mariko rechnete. Dachte nach.

Sie war so mit Nachdenken beschäftigt, dass sie nicht mit seiner plötzlichen Bewegung rechnete.

In einem Sekundenbruchteil hatte der Mann Mariko am Unterarm gepackt und an sich gezerrt.

Sie kreischte auf und drängte ihn zurück. Der *Bō* wurde ihm aus der Hand geschlagen und polterte gegen einen Baumstumpf.

In dem nachfolgenden Tumult suchte Mariko nach einem Winkel, aus dem sie seinen Griff abwehren könnte. Sie schwenkte das *Wakizashi* weit, zielte nicht einmal, hoffte, überhaupt zu treffen.

Kaltschnäuziges Gelächter drang über seine Lippen, als der Mann nach dem *Wakizashi* griff. Sein Ellbogen traf ihr Gesicht an der Seite und brachte Mariko mit weniger Kraft zu Fall, als nötig ist, um ein wimmerndes Kalb zu bändigen.

Eins ihrer Handgelenke in seinem dreckigen Griff, versuchte der Mann, ihr die Hände zusammenzubinden.

Es blieb keine Zeit mehr für Angst oder Wut oder Gefühle, welcher Art auch immer, die sie ablenkten. Mariko schrie lauthals, trat nach ihm und rang mit ihm um die Kontrolle über ihre Waffe. Die Spitze ritzte ihr oben in den Ärmel, schnitt ihr den Stoff vom Leib und enthüllte so noch mehr von ihrem Körper.

Der Mann stieß Marikos Wange in den Dreck.

»Es hat keinen Sinn zu kämpfen, Mädchen«, sagte er. »Es gibt keinen Grund, warum du es so unangenehm für uns beide machst.«

»Ich bin *kein* Mädchen.« Wut sammelte sich in ihrer Brust. »Ich bin Hattori Mariko. Und dafür wirst du sterben. Durch *meine* Hand.«

Das schwöre ich.

Er schnaufte belustigt, seine Unterlippe ragte selbstgefällig hervor, glänzend vor Speichel. »Diejenige, die dem Tod geweiht ist, bist du. Wenn der Schwarze Clan dich töten will, schaffst du es nie im Leben durch diesen Wald.« Er wischte seinen Mund an einer Schulter ab, dann hielt er inne, als ob er gründlich nachdächte. »Aber ich wäre bereit, über andere Möglichkeiten nachzudenken.« Sein Blick blieb an dem Streifen nackter Haut oberhalb ihres Ellbogens hängen.

Der Ausdruck in seinem Gesicht ließ Mariko wünschen, sie könnte ihm die Gurgel herausreißen, und zwar mit nichts als ihren Zähnen. »Ich treffe keine Abkommen mit Dieben.«

»Wir sind alle Diebe, Mädchen. Gerade du und die Deinen.« Er legte ihr die Schneide des *Wakizashi* ans Kinn. »Entscheide dich. Gehe mit mir einen Handel ein, und ich bringe dich wohlbehalten zurück zu deiner Familie. Gegen einen angemessenen Preis, versteht sich.« Sein faulig riechender Atem überwältigte sie. »Oder warte und schließe deinen Handel mit dem Schwarzen Clan. Aber

wenn ich die Möglichkeit hätte, würde ich lieber mit mir einig werden. Ich bin viel netter. Und ich werde dir nichts tun.«

In der Lüge erkannte sie die Wahrheit. Sah sie, in seinem Blick verborgen.

Ich werde mich nicht mehr von Männern bestimmen lassen. Ich bin keine Trophäe, die man kaufen oder verkaufen kann.

Mariko gab das Verlangen zu kämpfen auf, tat, als ob sie nachdächte. Als ob sie kapitulierte. Das *Wakizashi* ließ von ihrem Kinn ab, genau in dem Moment, als ihre Hände herabsanken. Ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, warf sie dem Mann eine Handvoll Dreck genau in die Augen. Er schlug wild um sich, seine Finger trafen die Erdklumpen, sein weicher Unterbauch lag frei. Mariko schlug ihm von unten gegen den Hals, dann rollte sie sich weg, als er hustete und würgte, voller Not, Luft zu bekommen. Mariko versuchte aufzustehen – versuchte wegzulaufen – aber ihr dünnes weißes Unterzeug verhedderte sich in seinen Beinen. Sie fiel auf ihn, und er packte sie blindlings.

Ohne nachzudenken zog Mariko die Schildpattnadel aus ihren Haaren ...

Und stach sie direkt in sein linkes Auge.

Der Schmuck durchbohrte seinen Augapfel wie eine Nadel eine Traube.

Sein Schrei kam langsam. Gequält.

Mit dem Geräusch kam ein plötzlicher Moment der Klarheit. Er wuchs in Marikos Brust, verteilte sich wie ein Schluck perfekt gebrauten Tees.

Einfach. Instinktiv.

Sie entriss ihm das *Wakizashi* und schlitzte dem Mann die Kehle auf, von einem Ohr zum anderen.

Sein Schrei wurde von Gurgeln erstickt. Purpurne Blasen

spritzten über seine Lippen, als er versuchte, seine letzten Worte zu formen. Nach einigen Augenblicken war er still. Bewegungslos, nur dass noch Blut aus seinem Auge und seiner Kehle tropfte.

Mariko schleppte sich weg und erbrach sich in das Unterholz.

Hattori Mariko kauerte sich an den borkigen Stamm einer alten Pinie. Ihr Körper schaukelte vor und zurück. Sie sah, wie ihre weißen *Tabi*-Socken von dem beschlagenen Moos feucht wurden. Das Gestrüpp um sie herum war eine Zuflucht geworden, die Flechten zu ihren Seiten so etwas wie ein Umhang. Rauschende Pinienwipfel wiegten sich über ihrem Kopf. Ihr nachklingendes Stöhnen brachte die Rastlosigkeit verlorener Seelen in Erinnerung. Die vielen rastlosen Seelen, die ihren Untergang im Schatten des Jukaiwaldes gefunden hatten. Weniger als einen Steinwurf von ihr entfernt lag eine dieser verlorenen Seelen.

Den Sternen sei Dank, dass ich nicht unter ihnen bin.

Jedenfalls jetzt noch nicht.

Mariko schlang ihre Arme um die Beine. Als ob sie sich selbst Halt geben könnte.

Der Wald hatte sie vielleicht bisher noch nicht für sich selbst gefordert, aber es war klar, dass sie schrecklich verloren war. Außerhalb jeder Vorstellung. In einem Labyrinth aus Holz, bevölkert von allerlei Kreaturen – sowohl menschlichen als auch nicht-menschlichen –, die sie umbringen konnten, wann immer ihnen der Sinn danach stand. Die Dunkelheit, die ihr gerade zur Zuflucht gereicht hatte, würde ihr wahrscheinlich auch das Verderben bringen. Ihre unmittelbare Bedrohung erinnerte sie an eine Gelegenheit vor zehn Jahren, als Kenshin sie herausgefordert

hatte, mit ihr unter die Oberfläche des Sees am Rand der Ländereien ihrer Eltern zu tauchen. Es war der Nachmittag nach einem Sommersturm gewesen. Das Wasser war schlammfarben gewesen, der Schlick auf seinem Grund in ständigem Wirbel.

Obwohl sie normalerweise solche unsinnigen Wettbewerbe mied, war Mariko aber immer eine exzellente Schwimmerin gewesen. Und Kenshin hatte sich an diesem Tag besonders selbstgefällig aufgeführt. Er hatte sich den Denkartel geradezu erbettelt. Also war sie bis zum Grund getaucht, ihre Hände pflügte in selbstbewussten Zügen durch das trübe Wasser. Als sie ihr Ziel berührt hatte, hatte ein Zweig mit verdrehten Blättern ihre Wange gestreift und sie verwirrt. In diesem Moment hatte sie die Orientierung verloren. Mariko wusste nicht mehr, wohin sie schwimmen sollte. Sie fand den Weg zurück nicht mehr, egal, in welche Richtung. Sie hatte einen Mundvoll Wasser nach dem anderen geschluckt, und die Angst hatte ihr Selbstvertrauen gebrochen. Hatte an ihrem Selbstvertrauen gekratzt, bis es ganz auseinandergefallen war.

Wenn nicht der Trost von Kenshins beruhigenden, sicheren Händen gewesen wäre, hätte Mariko an diesem Tag umkommen können. Genauso fühlte es sich hier an. In dieser Dunkelheit voller Bedrohung. In diesem Wald, der in seinem Schoß die Alpträume von Jahrtausenden barg.

Der Ruf einer Eule, die herabstieß, durchbrach die Stille. Auf der Jagd nach ihrer Abendbeute.

Zu ihrer Linken bemerkte Mariko ein Spinnennetz in einer Astgabel ganz in der Nähe. Tautropfen hingen in den seidenen Fäden. Sie konzentrierte sich auf die Art, wie die Tropfen answollen. Wasser sammelten. Hinunterliefen an der schimmernden Seide, um sich in der Mitte zu treffen.

Ehe sie zwinkern konnte, spritzte das Wasser in einer Kaskade

von Diamanten aus dem Spinnennetz. Seine Herrin war zurückgekehrt, acht lange Beine, die sich über die Oberfläche streckten.

Hockte da und wartete auf Beute.

Mariko wäre am liebsten aus ihrer Haut gefahren. Sie wollte etwas anderes sein, egal was, überall, nur nicht hier.

Ein Windstoß strich durch die dornigen Brombeerbüsche, die sie umgaben. Seine Brise wehte unter ihre Haare und hob die losen Strähnen. Sie verfangen sich auf ihren klebrigen Wangen. Auf der salzigen Nässe, die ihre Tränenströme hinterlassen hatten.

Sie musste den Weg nach Hause finden. Zurück zu ihrer Familie. Zurück dahin, wo sie vermeintlich hingehörte.

Aber Mariko konnte das Karussell ihrer Gedanken nicht zum Stillstand bringen.

Konnte ihre Neugierde nicht unterdrücken.

Sie wollte – nein, *musste* – herausfinden, warum der Schwarze Clan beauftragt worden war, sie umzubringen.

Wer wollte sie tot sehen? Und warum?

Sie holte sorgfältig Luft. Umschlang ihre Knie, bis sie sich in ihre Brust drückten und zwang sich, mit dem Schaukeln aufzuhören.

Und fing an zu denken.

Was würde Kenshin tun?

Die Antwort darauf war einfach. Ihr Bruder würde nicht eher ruhen, als bis er herausgefunden hatte, wer versucht hatte, ihn umzubringen. Wer seine Familie ausgeraubt und ihn beinahe ums Leben gebracht hatte. Kenshin würde nicht ruhen, bis er die Köpfe seiner Feinde nach Hause gebracht hätte, in Säcken, die von deren Blut rot gefärbt waren.

Aber ihr Bruder durfte sich solch selbständiges Ermessen erlauben. Nach seinem Gutdünken handeln. Schließlich hatte er den

Namen ›Drache von Kai‹ nicht erworben, indem er sicher in den Wänden des Familienanwesens geblieben war.

Er hatte ihn sich auf dem Schlachtfeld verdient. Mit jedem einzelnen Schwertstreich.

Wenn Mariko nach Hause zurückkehrte, würde ihre Familie ihr umgehend die Tränen trocknen und sie wieder zurückschicken. Auf demselben Weg zurückschicken. Ein jegliches Wort, das über die Ereignisse im Jukaiwald ausgesprochen worden war, würde bis zum Tod im Stillen bewahrt werden. Wenn der Kaiser oder der Prinz oder ein anderes Mitglied des Adels erführen, dass Mariko auf dem Weg nach Inako angegriffen worden war, könnte die kaiserliche Familie das Ehe-Arrangement vielleicht auflösen. Könnte behaupten, dass dieses Unglück ein schlechtes Omen sei. Eines, das kaiserlichem Blut nicht zugemutet werden könne.

Ganz zu schweigen von der unvermeidlichen Frage, die sicher folgen würde. Die Gerüchte, die hinter ihrem Rücken verbreitet würden.

Die Frage nach Marikos Tugend. Verloren im Wald, allein unter Mördern und Dieben. Eine Frage, die bestehenbleiben würde, trotz der aufrichtigen Proteste ihrer Familie.

Mariko verzog den Mund.

Genau die Frage, die sie aus Rache schon beantwortet hatte. An einem Nachmittag in berechnender Wut. Aber wenn ...

Wenn.

Wenn sie die Wahrheit erführe – wenn sie erführe, wer den Schwarzen Clan ausgesandt hatte, sie zu ermorden – könnte Mariko ihren Eltern die Beschämung ersparen, dass ihre Tochter abgelehnt würde. Könnte ihnen das Risiko ersparen, dass der Name ihrer Familie mit einem Schatten von Verdächtigungen beschmutzt würde.

Die Gedanken begannen sich langsam durch die Windungen ihres Geistes zu wühlen, mit der Hartnäckigkeit einer Schlange.

Und wenn jemand aus Inako den Schwarzen Clan geschickt hatte? Wenn eine rivalisierende Adelsfamilie ihren Tod arrangiert hatte, um das anwachsende Vermögen der Hattoris zu vernichten?

Wenn es sich so verhielte, dann käme jeder in der kaiserlichen Stadt infrage.

Wenn Mariko erst die Wahrheit hinter den Vorfällen von heute Abend kennen würde, könnte sie die Gegner ihrer Familie entlarven und sich so als dienlich für den Namen Hattori erweisen. Und das nicht nur, indem sie eine vorteilhafte Ehe einging.

Außerdem hätte sie ein paar Tage, vielleicht sogar Wochen, die sie nach eigenem Gutdünken umherstreichen konnte.

Dann würde sie zurückkehren und auf immer und ewig eine pflichtbewusste Tochter sein.

Mariko schluckte. Sie konnte den Hauch von Freiheit geradezu schmecken. Sein süßes Versprechen reizte ihre Zungenspitze.

Wieder kam eine kühle Brise auf und brachte ihr Haar vollends durcheinander. Ein leichter Duft nach Kamelien erfüllte ihre Nase. Das Öl, das sie benutzte, um ihre widerspenstigen Strähnen zu bändigen. Sie gefügig zu machen.

Was sie daran erinnerte ...

Hattori Mariko konnte das Reich Wa nicht mit Muße durchstreifen.

Ein Mädchen aus nobler Familie konnte so etwas nicht wagen. Ganz zu schweigen davon, dass Hattori Kenshin einer der besten Spurensucher des Landes war. Sobald ihr Bruder entdeckte, dass Mariko vermisst wurde, würde er seine Suche beginnen. Daran bestand kein Zweifel. So war es immer gewesen. Obwohl Kenshin nur ein paar Augenblicke älter war als Mariko, hatte er sich immer

um sie gekümmert, immer auf sie aufgepasst, seit sie Kinder gewesen waren.

Ihr Bruder würde sie finden. Das stand außer Frage.

Verärgert wischte sie sich mit einem ihrer weißen Ärmel über die Stirn. Ein Streifen schwarzen Rußes rieb sich in die weiße Seide. Das verkohlte Paulownia-Holz, das benutzt worden war, um ihre Augenbrauen zu verschönern. Mariko rieb an dem befleckten Ärmel, dann gab sie mit einem leisen Fluch auf, ihr kurzes Glücksgefühl zerstört von dem unvermeidbaren Zusammenprallen mit der Wahrheit.

Ihr Blick fiel auf das blutbefleckte *Wakizashi*, das in Reichweite lag. Da sie sich nicht weiter um den Verlust ihrer feinen Unterkleider kümmerte, wischte sie das Blut am Saum ab. Verschmutzte sie nur noch mehr. Blut und Paulownia-Kohle.

Es stimmte, dass Hattori Mariko das Reich nicht nach ihrem Gutdünken durchstreifen konnte. Aber wenn.

Wenn.

Mariko entfernt die Jadespange aus dem letzten Haarring in ihrer Hochsteckfrisur. Die schwarzen Strähnen fielen ihre Schultern hinab bis zu ihrer Taille wie eine Welle aus parfümiertem Ebenholz. Sie fasste ihr Haar in einer Hand zusammen, direkt am Nacken.

Später würde sie sich wundern, dass sie überhaupt nicht gezögert hatte. Nicht einen Augenblick.

Mariko durchtrennte die zusammengefassten Strähnen mit einem Schnitt.

Dann stand sie auf. Mit nur einem einzigen Blick der Reue verstreute Mariko ihre Haare in dem dornigen Brombeergestrüpp, sorgfältig darauf bedacht, die Strähnen tief im Schatten zu verbergen.

Sie fühlte sich leichter, ihre Schultern lockerten sich. Mariko sah sich mit einem neuen Blick um, als ob ihre Augen die schwarze Dunkelheit durchdringen könnten. Als ob sie durch den dichten Schleier der Nacht blicken könnte. Ihr Blick blieb an der bewegungslosen Gestalt zu ihrer Linken hängen – dem verdreht daliegenden Plünderer, den sie gerade getötet hatte.

Merkwürdig, dass sie gar kein Mitleid empfand. Nicht einmal das geringste bisschen Reue.

Kenshin wäre stolz auf sie gewesen.

Sie hatte ihren Angreifer abgewehrt. Und hatte dabei eine der sieben Tugenden des Bushidō angewandt: Mut.

Die Kunst des Kriegers.

Mariko kniete sich neben die Pfütze aus geronnenem Blut. Wie alles andere waren die Gewänder des Mannes dreckig. Der Kragen seines Hanf-*Kosode* war mit Reiswein und getrockneter Hirse befleckt, und das Leinen seiner Hose war fadenscheinig.

Aber sie würden einen letzten Dienst erfüllen.

Mit zermürend klaren Gedanken öffnete Mariko die Schärpen ihrer Unterkleider. Ließ sie von ihren Schultern auf den Boden sinken. Dann nestelte sie den Knoten seines *Kosode* auf.

Mariko war nicht irgendein Mädchen.

Sie war mehr.

Der Drache von Kai



Das massige Streitross schritt durch den Dunst vor dem Sonnenaufgang. Ein Vorhang aus Reben blieb hinter ihm offen. Berittene Samurai kamen aus der Dunkelheit und nahmen ihre Formation an der Flanke des Tieres wieder auf. Sein schwer gepanzerter Reiter führte sie unaufhaltsam weiter. Das Pferd schnaubte, die Augen wild, als sich sein Atem mit dem Nebel vermischte – zwei gleichmäßige Ströme kaum gezügelten Zorns.

Der Samurai vorn auf dem Rotfuchs bildete einen starken Kontrast zu seinem Pferd. Er schien ruhig. Gefasst. Sein Helm protzte mit zwei gewundenen Hörnern. Ein klaffender Drachenschlund zierte die Front, hergestellt aus blutrotem Lack und poliertem Stahl. Das Vorderteil seines *Dō* war gestaltet aus viereckigen Platten von gehärtetem Leder und Eisen. Es trug ein sechseckiges Wappen mit zwei Pfeilfedern, die in der Mitte wie zwei Striche angebracht waren. Einander gegenüber. Jede Feder betrachtete den Rücken der anderen. Und versprach so eine immerwährende Balance zwischen hell und dunkel.

Schweigend bewegten sich die Männer und ihre Tiere durch die schnell schwindende Dunkelheit. Der Frühmorgennebel umspielte die Hufe der Pferde, löste sich mit jedem Schritt, den sie weiter durch den Jukaiwald schritten, auf. Immer weiter. Immer vorwärts.

Der Samurai, der den Trupp anführte, ritt durch den gespenstischen Wald, seine Blicke musterten den Boden vor ihm.

Nichts entging ihm.

Nach einer Weile kamen sie auf eine Lichtung. Genau die Lichtung, nach der sie die vergangenen zwei Tage gesucht hatten.

Gerade erst eingetroffene Geier kreisten in langsamen Abwärts spiralen darüber und zogen die Männer näher.

Zogen sie zu einem Schauplatz von Tod und Verwüstung.

Vor den Samurai lagen die Überreste eines ehemals prächtigen Geleitzuges, kurz zuvor geplündert.

Die Männer zügelten ihre Pferde. Ihr Anführer stieg ohne ein Wort ab. Er war so leichtfüßig, dass seine Schritte kaum hörbar waren. Der weiße Nebel umschlang ihn, als er sich lautlos fortbewegte.

Obwohl er hätte anhalten können, um Notiz von den Männern zu nehmen, die sie verloren hatten – die Leichen der fünfzehn Samurai, die man entwürdigend vor Einbruch der Nacht dem Verwesenen überlassen hatte – nein, stattdessen bewegte sich der Anführer mit unfehlbarer Sicherheit auf einen Haufen Holz zu, der aussah wie die Überreste eines gerade verloschenen Lagerfeuers. Als er sich den verkohlten Spuren näherte, erstand der Umriss einer eleganten lackierten *Norimono* vor seinem geistigen Auge. Der Samurai richtete die Schwerter an seinem Gürtel neu aus und nahm seinen Helm ab.

Ein rosiges Licht begann aus den Bäumen in seinem Rücken zu steigen. Unwillkürlich wandte er sein Gesicht in die wärmende Röte. Er holte einmal tief Luft. Ein Atem, ganz des Lebens bewusst, das zu leben ihm noch vergönnt war. Ein Atem, ganz des sinnvollen Todes bewusst, der ihm bestimmt war ...

Auf dem Schlachtfeld.

Er war jung. Sein Gesicht war schmal. Falkenartig. Mit einem ausgeprägten Kiefer und Augen, die schwärzer waren als Pech. Der Haarknoten oben auf seinem Kopf saß perfekt, jede Strähne der Frisur elegant eingearbeitet. Als er die Überreste inspizierte, gesellte sich ein anderer Samurai zu ihm, der eine Faustvoll eines verbrannten Flickengewandes und verbrannter Seide hielt – zwei angesengte Banner, eines mit demselben sechseckigen Wappen und ein anderes mit dem Wappen des Kaisers.

Der zweite Samurai gab seine Beweisstücke weiter. »Es tut mir leid, Kenshin-*wakasama*.« Obwohl seine Worte entschuldigend klangen, sprach er ohne Reue. Er sprach mit einem einvernehmlichen Versprechen.

Dem Versprechen von blutiger Vergeltung.

Anstatt das Versprechen des Samurais zu erwidern, blickte der junge Mann mit dem Drachenhelm nicht einmal in dessen Richtung. Sprachlos angesichts der Gräueltaten, die an seinen eigenen Männern verübt worden waren – an seiner eigenen Familie – packte er ein geschwärztes Stück Holz von der verbrannten *Norimono* und schleuderte es mit teuflischer Präzision weg. Es zersplitterte, seine Enden zerfielen unter seinem Griff zu Staub.

Der junge Samurai spähte hinein.

Der verbrannte Körper eines Mädchens lag darin. Was von ihrer Haut übrig geblieben war, hatte das Feuer schwarz versengt. Als er das Gemetzel näher betrachtete, bemerkte Hattori Kenshin das Funkeln verschiedener Pfeilspitzen in den sterblichen Überresten des Mädchens, ein verdächtiger Fleck verdunkelte den Boden der *Norimono*. Teerartig. Dick.

Blut.

Sie war nicht durch das Feuer umgekommen.

Er hielt inne.

Dann setzte er die Suche fort, während seine Blicke ununterbrochen umherschweiften.

Eingezwängt in einer der verbliebenen Ecken der reich verzierten *Norimono* steckte ein kleines Dreieck verbrannten Stoffes. Dieselbe Sorte *Boro*, aus der seine Familie für gewöhnlich ihre Wimpel anfertigen ließ. Derselbe Flickstoff, den die Bauern und Dienerinnen trugen.

Er sah genauer hin, durchwühlte die Asche nach weiteren Spuren.

Marikos Kimono. Nicht der kleinste Hinweis auf die besondere *Tatsumura*-Seide war irgendwo zu sehen.

Kenshins Blicke fielen auf den nackten Boden zu seinen Füßen. Glitten nach links, dann langsam nach rechts.

Eine *Zori*-Sandale – alles andere als vor seinen Augen verborgen – lag auf der Seite nur ein paar Schritte von der *Norimono* entfernt. Sie glänzte, sogar in der getrüben Strahlkraft der frühmorgendlichen Sonne. Die lackierte Oberfläche war von den Flammen nicht beschädigt. Kenshin ging auf den Schuh seiner Schwester zu, kniete sich hin, um ihn aufzuheben.

»Mein Herr«, begann der Samurai in seinem Rücken zögernd, »ich weiß ...«

Kenshin brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen, dann nahm er seine Arbeit wieder auf, seine Augen stetig auf der Suche. Immer auf der Jagd.

Bald fand er, wonach er gesucht hatte.

Spuren.

Zwei Paar. Eines in Verfolgung des anderen, das zweite Paar für Kenshin von wesentlich geringerer Bedeutung als das erste.

Das erste Paar waren die Spuren einer Frau mit den typischen *Tabi*-Socken mit geteilten Zehen. Spuren wie die von einem ver-

wundeten Reh, das vor seinem unvermeidlichen Tod davontau-
melte. Es war deutlich, dass man versucht hatte, sie zu verbergen.
Aber nur wenige, die diese Wälder durchstreiften, besaßen die
hartnäckige Entschlossenheit und die unfehlbaren Fähigkeiten
von Hattori Kenshin. Er kannte diese Spuren. Die Konturen, die
sich in die Erde gedrückt hatten, waren zu schmal für die eines
Mannes. Zu zart.

Obwohl seine Zwillingschwester alles, nur nicht zart war,
wusste Kenshin, dass die Spuren zu ihr gehörten, mit derselben
Art von Sicherheit, wie er sie in seinem Herzen fühlte. In jedem
Atemzug. Sie hatte das Gemetzel vor drei Tagen überlebt.

Und diese Spuren führten nach links.

Weg von dem Massaker.

Ohne ein einziges Wort kehrte Hattori Kenshin zu seinem au-
genrollenden Streitross zurück. Mit den angeborenen Bewegun-
gen eines Kriegers – den Bewegungen während einer Jagd – setzte
er seinen Drachenhelm wieder auf, machte den Kinngurt fest,
dann schwang er sich in den geölten Sattel.

»Herr«, protestierte der Samurai wieder, »es mag schwer zu fas-
sen sein, aber es liegt auf der Hand, dass Herrin Hattori ...«

Kenshin hob die linke Hand. Ballte seine Finger zur Faust.
Dann befahl er seinen Männern weiterzureiten.

Der Spur in den Wald zu folgen. Auf seinem Streitross an der
Spitze des Trosses umspielte ein leises Lächeln den Mund des Dra-
chen von Kai. Düster.

Seine Schwester war nicht tot.

Nein.

Dazu war sie viel zu gerissen.

Das goldene Schloss

Seine kaiserliche Majestät Minamoto Masaru – direkter Nach-
fahre der Sonnengöttin, himmlischer Herrscher des Kaiserreichs
von Wa – hatte sich verlaufen.

In seinen eigenen Gärten, nicht weniger als das.

Aber er brauchte sich keine Sorgen zu machen. Es gab keinen
Grund, Alarm auszulösen. Heute war er absichtlich zu weit ge-
wandert. Weggewandert von denen, die um ihn herumschwirren
wie Fliegen um einen Kadaver.

An Nachmittagen wie diesem verlief er sich oft.

Der Frühling ging langsam in den Sommer über. Alles um ihn
herum stand in voller Blüte, eine leise Brise bewegte die Luft. Ein
ockerfarbener Sonnenuntergang vergoldete das Wasser des Teiches
zu seiner Linken. Die leise plätschernden Wellen an seinem Ufer
waren wie von geschmolzenem Amber gekräuselt. Kirschblüten
bedeckten seine Oberfläche, blassrosa Blütenblätter auf schiefer-
graues Wasser gestreut.

Die Blüten begannen zu sterben. Sie fielen unter dem Gewicht
der Sonne.

Dies war seine Lieblingsjahreszeit. Warm genug, um in den
kaiserlichen Gärten des Heian-Palastes zu lustwandeln, ohne
die Kälte fürchten zu müssen, trotzdem noch kühl genug, um

sich keine Umstände mit Ölpapier-Schirmen machen zu müssen.

Vielleicht würde er sich bis zum Mondblick-Pavillon wagen. Der Himmel war heute ungewöhnlich klar gewesen. Also sollten auch die Sterne besonders klar sein.

Er nahm sich genug Zeit und ging über die viereckigen Trittsteine um eine Miniatur-Pagode herum. Ihr gestuftes Dachgesims war mit Vogelfutter bestreut. Ein Reiher stolzierte am Teichufer entlang und schoss eine Warnung auf den schwarzen Schwan ab, der vorbeiglitt. *Bleib weg von meinem Gebiet.*

Der Kaiser lächelte in sich hinein.

War er der Reiher oder war er der Schwan?

Sein Lächeln verblasste, so schnell es gekommen war.

Ein vertrautes Trällern unterbrach von seiner Rechten her die Stille. Eine Schwalbe stieg zu ihm auf und landete auf einer Ecke der Miniatur-Pagode, ihre Flügel eine überirdische Färbung von schimmerndem Blau. Der winzige Vogel plusterte sein Bäumlein auf und schüttelte seine Federn aus. Dabei neigte er das Köpfchen zur Seite.

Er wartete auf den Kaiser.

Der Kaiser ging zwei Schritte auf die Schwalbe zu. Beugte sich vor, sein linkes Ohr nahe dem leuchtend orangen Schnabel der Schwalbe. Der kleine Vogel neigte sich näher, vollkommen angstfrei. Sei vertrautes Trällern verblasste zu einem unterdrückten Flüstern. Einem melodischen Seufzen.

Der Kaiser nickte. Die Schwalbe putzte sich. Die Schwalbe stieg mit einem Windhauch wieder auf.

Verschwand hoch oben in den Wolken.

Ohne auch nur einen Augenblick innezuhalten, wandte sich Minamoto Masaru vom Teichufer ab, zurück in Richtung seines

Palastes. Nachdem er noch einige irreleitende Wege eingeschlagen hatte, sah er endlich den höchsten Giebel des kaiserlichen Palastes aus den Baumwipfeln hervorragen.

In honigsüßen Momenten wie diesen verstand der Kaiser, warum der Heian-Palast oft das Goldene Schloss genannt wurde. Ein Meer von vergoldeten Dachziegeln, hingegossen von Stufe zu Stufe, fing das Licht in sanft absteigenden Wellen auf. Entlang jeder Walmdachtraufe gab es geschnitzte Tierfiguren in Form von Kranichen, Fischen und Tigern. Kirschbäume säumten die östlichen Fußwege; Orangenbäume die westlichen. Die überdachten Spazierwege, die die einzelnen Gebäude miteinander verbanden, waren aus zitronenparfümiertem Zypressen-Holz gebaut, ihre Wege waren mit sorgfältig geharkten Kieselsteinen belegt.

Er blieb stehen und betrachtete seinen Palast, der von den Farben der untergehenden Sonne überspült wurde.

Wenn er sich die Zeit nicht nahm, solche Ansichten zu genießen, würden sie ihm bald unwiederbringlich verloren gehen.

Wie Tränen im Regen.

Der Kaiser schritt jetzt an einem Granitmonument vorbei, das auf einem Hügelchen zu seiner Rechten stand. Sein Blick blieb an den flatternden Wimpeln hängen, die jede der vier Ecken verzierten.

Ein Kleeblatt von Enzianblüten über einem Strauß von Bambusblättern.

Das kaiserliche Wappen des Minamoto-Clans.

Sein Stirnrunzeln vertiefte sich, als er weiterging.

In wenigen Monaten war es so weit, das Festival von Obon würde stattfinden. Um diese Zeit kehrten alle Bürger des Reiches zu den Häusern ihrer Ahnen zurück, um ihre Toten zu ehren. Bald würde der Kaiser aus genau diesem Grunde nach Yedo reisen. Um

das Grab seiner Väter von Unkraut zu reinigen und ihnen mit Speisen und Getränken Ehre zu erweisen.

Aber würden seine Vorfäter bei seiner Rückkehr Stolz empfinden?

Oder würden sie Verachtung empfinden?

Der Kaiser konnte diese Fragen nicht beantworten. Noch nicht. Denn er hatte noch nicht all das erreicht, was er vollbringen wollte. Seine größten Ansprüche waren noch nicht erfüllt. Doch, es stimmte, dass er die Herrschaft über das Kaiserreich von Wa seit Anbeginn seiner Regierung aufrecht erhalten hatte. Aber es handelte sich um eine konfuse Art von Macht – ganz wie ein nur locker gebundenes Band, dessen Enden am Boden schleiften. Er hatte nicht die Hälfte dessen erreicht, was sein Vater erreicht hatte, bevor er die Krone weitergab; er hatte das Kaiserreich Wa weder größer noch stärker gemacht.

Er hatte es nicht geschafft, ein größeres Vermächtnis für seine Söhne zu erschaffen.

Vielmehr könnte man sogar behaupten, dass er sein Reich in schlechterem Zustand hinterlassen würde. Weitaus schwächer als zuvor. Ein Reich, das von der Stärke seiner *beiden* Söhne abhängig war.

Rokus Intellekt.

Und Raidens Faust.

Merkwürdig, wie sich das alles so zugetragen hatte. Sich so zugetragen hatte, obwohl der Kaiser so viel geopfert hatte, um seinen Söhnen mehr zu geben. Er sogar so weit gegangen war, viele seiner Kindheitsfreunde zu exekutieren, um zu verhindern, dass sie seine Herrschaft infrage stellten.

Der Kaiser hielt wieder in seinem Schritt inne, als ob ihm die Luft aus der Brust genommen worden wäre. Er atmete tief ein. Es

zwickte, heiße Zangen krampften sich eng um sein Herz. Er fühlte es immer noch, selbst nach all den Jahren; das Gewicht des Todes seiner Freunde würde ihm stets eine schwere Last bleiben. Eine dauerhafte Erinnerung. Aber er konnte es sich nicht leisten, Reue für diese vergangenen Entscheidungen zu empfinden.

Sie waren nicht leichtfertig gefällt worden.

Der Kaiser von Wa durfte sich nicht offen von irgendeinem Mann herausfordern lassen, nicht, wenn er jemals seine größten Sehnsüchte erfüllen wollte. Und seine Freunde hätten ihn ohne Zweifel herausgefordert. Naganori hätte angesichts der neuesten Erlasse des Kaisers niemals stillgehalten. Seine neuesten Versuche, seinen Besitzstand zu festigen. Auf seine Ländereien Steuern zu erheben. Das ihm Zustehende einzufordern. Alles, bevor er im Alleingang seine größte Eroberung anging: einen Krieg zu führen, in dem es um die Herrschaft über die Meere und all ihre Schätze ging.

Ja. Naganori hätte immer ein Problem bedeutet. Ein Mann von Asano, durch und durch. Mit dem Gesetz und seinem tief verwurzelten Gespür für Gerechtigkeit verheiratet.

Aber vielleicht hätte man Asano Naganori doch noch rechtzeitig beeinflussen können.

Wäre es nicht um andere gegangen ... die sich nicht so willig unterworfen hätten.

Takeda Shingen.

Eine Wolke gelber Schmetterlinge waberte über den weißen Kies vor ihm. Sie flogen in einem Luftwirbel, rollten sich zusammen und dehnten sich wieder aus wie ein schlagendes Herz.

Nein. Die Kindheitsfreunde des Kaisers wären viel zu problematisch gewesen.

Er hielt den Kreis seiner Berater lieber klein.

Lieber im Kreis der Familie bleiben. Und niemand sonst.
Er schlug in die Wolke von Schmetterlingen und brachte sie in Verwirrung.

Allerdings hatte der Tod seiner Freunde es nicht geschafft, das Flüstern hinter seinem Rücken zu beenden. Das Tuscheln von jenen, die es vorgezogen hätten, einen Mann mit militärischen Fähigkeiten am Ruder des Reiches zu sehen. Besonders in letzter Zeit hatte der Kaiser erlebt, dass der Prunk und die Pracht des kaiserlichen Hofes in ein schlechtes Licht gestellt worden waren. Das schlechte Licht unangebrachten Überflusses. Unnötiger Unmäßigkeit.

Die Erkenntnis stieg ihm wie ein Klumpen in den Hals. Die Pracht des Hofes war eine Pracht, die er gut kannte. Es war die Pracht seines Sohnes, des Kronprinzen von Wa, Minamoto Roku. Zweitgeborener, aber erster in der Thronfolge.

Es war nicht die Pracht seines anderen Sohnes, Raiden. Des Erstgeborenen.

Aber bestimmt, über nichts und niemanden zu regieren.

Wahrhaftig, das Schicksal war ein launisches Ungetüm.

»Hier bist du, mein Herrscher.«

Wärme erfüllte den Kaiser beim Klang dieser Stimme. Eine Regung, die in seinem Innersten begann und sich bis in die Fingerspitzen fortsetzte. Der Trost einer Geliebten. Einer Umarmung, die er nie infrage zu stellen brauchte.

Aber er drehte sich bei diesem Klang nicht um.

Die rauchige weibliche Stimme fuhr fort. »Ich habe mir schon gedacht, dass ich dich hier finden würde.«

Er sah sie nicht an. Der Kaiser brauchte nicht hinzusehen, um ihr Gesicht vor Augen zu haben.

Sein Bild von ihr lebte immer im Vordergrund all seiner Ge-

danken. Es war das Gesicht der Frau, die er sein Leben lang geliebt hatte. Die Mutter seines älteren Sohnes, Raiden.

Nicht seine Kaiserin. Nicht seine Ehefrau. Aber die Frau seines Herzens.

Sie war hier. Bei ihm. Obwohl er versagt hatte, als es darum ging, sie zur Kaiserin zu machen, war sie an seiner Seite geblieben als seine kaiserliche Gefährtin. War an seiner Seite geblieben und hatte nie etwas infrage gestellt.

»Du kennst mich gut, Kanako«, sagte er, ohne in ihre Richtung zu blicken.

»Ja.« Ihr Lachen war wie die Musik einer leise gezupften *Shamisen*. »Das stimmt.«

Endlich drehte er sich zu ihr um. Die Zeit hatte ihre Züge nicht so verwittern lassen wie seine. Ihre Gestalt war gertenschlank, ihre Haut wie glattes Elfenbein. Sie war immer noch wunderschön. Er würde sie immer wunderschön finden. Vom ersten Moment, als er gesehen hatte, wie sie Tiere aus Schatten gezaubert hatte, sah er in ihr die wunderschönste Frau, die er je betrachtet hatte.

Damals waren sie jung gewesen. Nicht viel älter als Kinder. Er hatte sie trotzdem geliebt. Und sie hatte ihn trotzdem geliebt, auch als sein Vater ihn gezwungen hatte, eine andere junge Frau zu heiraten. Eine aus einer reichen Familie mit einem Millionen-*Koku*-Besitz.

Der Kaiser berührte Kanako nicht, obwohl er es gerne wollte. Es war unmöglich festzustellen, wer sie gerade beobachtete, sogar jetzt. Welche Diener sie bei welchem Meister denunzieren würden.

Oder welcher Meisterin.

Und es wäre niemandem geholfen, wenn der Kaiser in einem Moment der Schwäche beobachtet würde, egal, wie unbedeutend er auch wäre.

Blüten eines nahe stehenden Kirschbaums neigten sich in ihre Richtung. Kanako fuhr mit ihren schlanken Fingern durch den Regen von Blütenblättern und schnappte einige mit einem Zaubergriff. Ein Strudel von Zauberei. Geradezu geistesabwesend verzauberte sie die Blütenblätter in sich sachte drehende Wirbel. Formen. Zuerst ein Drache. Dann ein Löwe. Dann eine Schlange.

Fasziniert beobachtete der Kaiser, wie die Schlange den Löwen verschlang. Kanako lächelte, ihre Lippen formten sich zu einem freundlichen Halbmond.

»Hat meine kleine Schwalbe ihre Botschaft verkündet?«, fragte sie sanft und ließ die Schlange zwischen ihren Fingern rollen.

Der Kaiser nickte. Wartete, mehr davon zu hören, was er ersehnte.

»Die Tochter von Hattori Kano ist nirgendwo aufzufinden«, fuhr sie fort. »Man hat sie vor zwei Nächten hier erwartet. Viele sagen, dass ihr Geleitzug in der Nähe des Jukaiwaldes überfallen wurde.« Pause. »Vom Schwarzen Clan.«

Er wartete ab.

Kanako ließ die Blütenblätter wegtreiben. »Es ist nicht klar, ob das Mädchen noch lebt.«

Obwohl an seinem Kiefer ein Zucken einsetzte, nickte der Kaiser nachdenklich. Dann nahm er den Rückweg in seinen Palast wieder auf.

»Hast du deinem Sohn davon berichtet?«, fragte er flüsternd.

»Noch nicht.« Kanako sah ihn von der Seite an, die Seide ihres taubengrauen Kimonos teilte sich zu ihren Füßen wie Wellen. »Nicht, bevor wir nicht entschieden haben, was gesagt werden muss. Was getan werden muss.«

Sie gingen um eine Biegung des weißen Kieselweges. Der Pa-

villon der Kaiserin kam in Sicht. Der Kaiser konnte das Kichern weiblicher Stimmen hören, die nie in Zweifel gezogene Herablassung, die sich durch alle Ränge der zahllosen Bediensteten seiner Frau fortsetzte.

Der Kaiser geht mit seiner Hexenhure in den Gärten spazieren.

Schon wieder.

Er versagte sich, spöttisch zu grinsen. Versagte sich, überhaupt zu regieren. Diese dummen Frauen hatten sonst nichts, das sie interessierte. Sie waren der Grund, dass seine Herrschaft mit dem Anschein von Schwäche befleckt war. Des Überflusses. Diese geistlosen jungen Adligen und ihre Familien, denen es immer und immer wieder nur um Vergünstigungen ging.

Der Kaiser musste über diesen Makel hinwegkommen. Ihm gebührte eine Anerkennung, die seiner Abstammung würdig war. Er erkannte – mehr als jemals zuvor –, wie sehr er seine *beiden* Söhne brauchte, um das zu verwirklichen. Egal, wie unwahrscheinlich dies schien. Egal, wie unwahrscheinlich es war, seiner rechtmäßigen Ehefrau eine Einwilligung abzurufen.

Ihr schöner, gehorsamer Roku würde nie mit dem Sohn der Hexenhure zusammenarbeiten dürfen.

Als ein Ausbruch weiblichen Gelächters in der Nähe seine Aufmerksamkeit auf sich zog, glitten die Blicke des Kaisers zu einem überdachten Gehweg auf der anderen Seite des Hofes. Der wogende rosa Kimono der Kaiserin hob sich von den weißen Steinen ab, als sie sich tief verbeugte, dann weghuschte, bevor er ihren Blick erfassen konnte.

Bevor er die Kränkung in ihren Augen sehen konnte.

Unbewegt beobachtete der Kaiser, wie seine Ehefrau davonlief, ihr Rücken gerade und die kichernden Gefolgsleute in ihrem Schatten.

»Was ist mit meiner Frau?«, fragte er Kanako mit gesenkter Stimme.

Ein Zögern. »Sie weiß es.« Die Schärfe ihrer Stimme hätte Stahl schneiden können.

Der Kaiser richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Verhärtete seine Entschlossenheit.

»So fängt es also an.«

Ein kalkuliertes Risiko

Draufgängerisch. Kein Wort, das man für gewöhnlich mit Hattori Mariko in Verbindung brachte.

Neugierig war das Wort gewesen, das man ihr oft zugeschrieben hatte, als sie noch jünger gewesen war. Sie war ein Kind von der beobachtenden Art gewesen. Die Art, sich jedes Fehlers bewusst zu sein. Wenn Mariko sich geirrt hatte, war es für gewöhnlich mit Absicht gewesen. Ein Versuch, Barrieren einzureißen. Oder der Wunsch, etwas zu lernen.

In der Regel war es das gewesen. Ein Wunsch, mehr zu wissen.

Als sie von einem neugierigen Kind zu einer noch neugierigeren jungen Frau herangewachsen war, war das Wort, das sie am häufigsten in ihrem Rücken hatte sagen hören, *seltsam* gewesen. Viel zu seltsam. Viel zu anfällig, Fragen zu stellen. Viel zu geschickt, sich an Plätzen aufzuhalten, wo sie nichts zu suchen hatte.

Die Art *seltsam*, die ihr – und ihrer Familie – nichts als Ärger einbrachte.

Sie seufzte. Wenn ihre Kritiker jetzt da sein könnten, wären sie erfreut zu sehen, wie recht sie gehabt hatten. Erfreut, sie in solch offenkundiger Bedrängnis zu erleben.

Es stimmte – was Mariko in dieser Nacht zu tun plante, war

nährisch. Aber es half alles nichts; sie hatte schon fast fünf Tage verloren. Fünf Tage wertvoller Zeit, besonders weil kaum ein Zweifel bestand, dass Kenshin ihr inzwischen auf der Spur war. Mariko hatte mehrfach auf ihrem Weg kehrtgemacht. Sie hatte sogar Zuflucht zu einer absichtlicher Irreführung genommen.

Aber ihr Bruder würde sie bald finden.

Und nachdem sie fünf Tage durch Orte und Außenposten am westlichsten Rand des Jukaiwaldes geschlichen war – fünf Tage der stillen Nachforschungen – und sogar die wertvolle Jade-Haarspange ihrer Mutter eingetauscht hatte, hatte Mariko es endlich spät in der vergangenen Nacht gefunden.

Die Lieblingswirtschaft des Schwarzen Clans.

Oder die ›Lieblingswasserstelle‹ des Schwarzen Clans.

Wie es die alte Tante zwei Orte vorher genannt hatte.

Nachdem sie diesen hart erkämpften Sieg errungen hatte, hatte Mariko den ganzen Abend versteckt hinter einem Baum verbracht, nur einen Steinwurf entfernt von dem Ort, wo sie jetzt saß. Sie versteckte sich hinter diesem Baum und überlegte, wie sie die neu gewonnene Information am besten nutzen könnte.

Wie sie am besten herausfinden könnte, warum eine Bande von halsabschneiderischen Dieben ausgesandt worden war, um sie auf ihrem Weg nach Inako zu ermorden.

Als nicht ein einziger schwarz gekleideter Mann ihr den Gefallen getan hatte, in der vergangenen Nacht aufzutauchen, hatte Mariko sich mit einer zweiten, raueren Erkenntnis abgefunden: die alte Schachtel konnte sie wegen der unbezahlbaren Jadespange betrogen haben.

Aber Mariko würde das nie sicher wissen, wenn sie es nicht versuchte.

Dies war ein Experiment, und Experimente aller Art reizten

sie. Sie boten eine Möglichkeit, Wissen zu sammeln. Es zu benutzen – es zu formen, zu gestalten –, zu was immer sie es gebrauchen konnte.

Und dies war noch eine andere Art Experiment. Eine andere Art, Informationen zusammenzutragen. Obwohl es zugegebenermaßen töricht war und katastrophale Folgen haben konnte.

Die Klausur, um die es ging, war nicht so groß wie Mariko sie sich vorgestellt hatte.

Was sogar einen gewissen Sinn ergab. Immerhin handelte es sich ja auch nicht um eins der sagenhaften *Geiko*-Häuser von Hanami.

Sie lächelte in sich hinein und ergänzte ihren ersten Eindruck. Zugunsten der Faktenlage.

Weit draußen in der Nähe eines Bauernhofes gelegen, wurde die Wirtschaft überspült von dem Geruch nach Müll und dumpfigem Flusswasser. Schlamm sickerte zwischen einer Reihe unförmiger Steinplatten hindurch, die zu einem verwitterten Unterstand führten. Das Gerüst bestand aus verrottetem Zedernholz und Bambus, der in der Sonne grau geworden war. Einige klapprige Bänke und viereckige Tische verunstalteten einen Flecken gerodeten Landes um den Unterstand. Ein kleines Feuer flackerte in einem schiefen Ofen aus Ziegeln, der einen Teil der einzigen stehenden Wand dieser Konstruktion bildete. Bambusfackeln umringten die Lichtung und tauchten alles in ein warmes, bernsteinfarbenes Licht.

In Wirklichkeit hatte das alles seinen ganz eigenen Charme – bis auf den Geruch, den Mariko nie ertragen können würde, und wenn sie hundert Jahre alt würde. Mariko hatte bisher ein Leben gelebt, in dem sie die ganze Seide und den Luxus, den sie sich dank ihres Standes leisten konnte, geringschätzte, und sie fand ei-

nen köstlichen Geschmack daran, dass sie sich nicht mehr so aufspielen musste, wie es ihr immer so fremd erschienen war.

Sie lümmelte sich tiefer in ihre Bank. Kratzte sich unverfroren an der Schulter. Saß mit gespreizten Beinen. Bestellte sich ohne Zögern, was sie wollte. Und blickte jedem Mann unverblümt in die Augen, wenn er sie ansprach.

Mariko hatte die vergangenen vier Stunden gewartet. Bei ihrer Ankunft hatte sie eine kleine irdene Flasche Sake bestellt und hatte Schlückchen für Schlückchen von dem lauwarmen Reiswein aus einer angeschlagenen Tasse getrunken und dabei zugesehen, wie die Sonne Zuflucht am Horizont suchte.

Jetzt war es dunkel; der Tag hatte den Kreaturen der Nacht Platz gemacht, die nun aus ihren Löchern gekrochen kamen.

Allerdings waren die ganz speziellen Kreaturen, die Mariko suchte, nicht von der pünktlichen Art.

Ihr Knie begann unter der niedrigen Tischplatte aus verwachsenem Holz zu zittern. Es war ein primitiver Tisch, auf vier ungleichmäßig geschnittene Holzstämme gesetzt. Wenn sie sich zu fest auf der einen Seite aufstützte, kipelte die ganze Konstruktion wie ihre alte Kinderfrau, wenn sie im Wind lief. Zu ihrer Linken tranken Pferde aus einer großen Segeltuchplane, die zwischen zwei Bambusstangen aufgespannt war.

Ein Wirtshaus sowohl für die Tiere als auch für ihre trunkene Last.

Aber wo blieben sie?

Je mehr Zeit verging, desto fiebriger wurde Marikos Gemütslage.

Die Kupferstücke, die sie zwei Nächte zuvor bei einem *Sugoroku*-Spiel von einem betrunkenen Bauern gewonnen hatte, würden nicht bis zum kommenden Tag reichen, wenn die Männer

vom Schwarzen Clan nicht kämen. Sie müsste heute Abend jemand anderem noch mehr Geld abtricksen. Aber – obwohl sie anfang, die Notwendigkeit und den Wert dieser Fähigkeit zu verstehen – Mariko besaß keinen wirklichen Geschmack für Diebstahl, obwohl sie ein Händchen dafür entwickelte.

Fingerfertigkeit. Aber schwächelnde Ehre.

Dieselbe Art Dieb, den sie im Wald verspottet hatte.

Bevor sie ihn umbrachte.

Die Erinnerung rührte ihr Innerstes. Überzog ihre Wangen mit einer unwillkommenen Blässe. Nicht aus Reue – weil sie immer noch keine fühlte –, sondern wegen der Härte dieser Handlungen. Die Kälte, mit der sie ein Leben genommen hatte. Das warf sie in diesen Augenblicken stillen Nachdenkens aus der Bahn. Ließ sie sich in ihrer eigenen Haut unwohl fühlen.

Sie nahm noch einen Schluck von dem Sake und unterdrückte eine Grimasse. Trotz seiner wärmenden Wirkung hatte sie nie einen Geschmack für diesen gebrauten Reiswein entwickelt. Sie bevorzugte gekühlten *Umeshu* mit dem süßlichen Geschmack von eingelegten Pflaumen. Aber ein reisender Soldat oder ein Bauer auf Wanderschaft würde kaum so etwas bestellen. Schon gar nicht in einer Kneipe in Windrichtung eines stinkenden Bauernhofes. Mariko ließ ihre Blicke Richtung Himmel wandern. Und holte tief Luft.

Obwohl sie von Unbekanntem umgeben war, durchspülte sie ein Gefühl von Freiheit, üppig und berauschend. Ungeachtet des Mülls um sie herum war es nicht zu leugnen, dass dieser Teil des Jukaiwaldes wunderschön war. Filigrane rote Ahorne säumten den Waldrand, umgaben das Wirtshaus auf allen Seiten, wie eine Mutter, die ihr Kind umarmt. Der Duft des Ahorns war satt. Erdiger als der scharfe, bissige Geruch der Pinien. Neben dem Unterstand

stand eine Weide, deren herabhängende Äste das ramponierte Dach mit einem unaufhörlichen Täschneln liebkosten.

Mariko hatte Weiden immer von Grund auf traurig gefunden. Und doch einfach wunderschön.

Gerade als sie bemerkte, dass die Weidenzweige einen neuen Tanz begannen – eine langsam wiegende Wellenbewegung –, geriet hinter ihr plötzlich alles in Bewegung.

Sie drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um den Mann, der die behelfsmäßige Feuerstelle geschürt hatte, aus dem Schatten humpeln zu sehen, seine Hände rieben sich an einem Tuch, das von seiner Taille hing, und wischten alle möglichen Spuren von Schmutz ab.

»Ranmaru-*sama*!«, rief er, sein Lächeln breit und seine Augen strahlend. »Ich habe mich schon gefragt, wo du die letzten paar Tage geblieben bist.«

Eine große Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet, trat auf den alten Mann zu und umfasste ihn mit einer warmen Umarmung. Als der Neuankömmling den Kopf drehte, konnte Mariko einen kurzen Blick auf seine Züge erhaschen.

Er war ein Junge, nicht viel älter als sie selbst!

Aber seine Kleidung war unmissverständlich – schwarz von Kinn bis Fuß. Selbst seine Strohsandalen und seine dünnen Socken waren passend gefärbt worden.

Eine kribbelnde Erkenntnis flammte in Mariko auf. Sie war jetzt absolut sicher: sie hatte ein Mitglied des Schwarzen Clans gefunden.

Ein Mitglied der Männerbande, die versucht hatte, sie umzubringen.

Wut entflammte ihren ganzen Körper. Sie knirschte mit den Zähnen, zwang sich aber, ruhig zu bleiben. Zorn war ein leichtsin-

niges Gefühl. Und sie brauchte ihren ganzen Verstand, wenn sie vorhatte, diesen Jungen zu übertreffen.

Weitere Männer, ebenfalls in Schwarz gekleidet, stießen zu ihm. Sie waren alle unmaskiert und gepflegt, schlenderten in dem gemächlichen Schritt von Männern ohne Sorge. Der Schritt von Panthern, die von einer gerade zurückliegenden Jagd gesättigt sind. Noch ein Junge und ein Mädchen, keiner älter als zwanzig Jahre, kamen hinter dem älteren Mann hergeeilt und brachten irdene Krüge mit Sake und viele kleine Tassen, die alle ziemlich mitgenommen aussahen.

Auf die heiße Wut, die Mariko immer noch durch die Adern raste, folgte Neugierde.

Sie versuchte ihr bestes, nicht zu auffällig hinzusehen. Den Anschein von allgemeinem Desinteresse zu erwecken. Es würde ihr nicht gut bekommen, wenn ein Mitglied des Schwarzen Clans argwöhnen würde, dass sie auf sie gewartet hatte.

Sie verdächtigte, zwei Nächte hier auf der Lauer gelegen zu haben.

Eine unmittelbare Erkenntnis gewährte ihr eine Atempause. Wenn sie dächten, dass ihnen jemand auf der Spur war, wären die Mitglieder des Schwarzen Clans mit Sicherheit heute Abend nicht gekommen. Aber Mariko hatte sich ganz besonders bemüht, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. In den Augen der Neuankömmlinge war die runde Lichtung um ihre Lieblingswirtschaft heute Abend nur besucht von zwei älteren Männern, die *Go* spielten, einem verlotterten jungen Säufer, der an seinem Tisch saß und schnarchte und außerdem von einem dreckigen Bauernjungen, der nicht älter als vierzehn oder fünfzehn sein konnte, und angewidert Schlückchen von seinem lauwar-men Sake nahm.

Es war tatsächlich nirgendwo die geringste Bedrohung zu sehen. Mariko beobachtete während weiterer Schlucke Sake verstoßen, wie die Männer an den Tischen, die dem Unterstand am nächsten standen, ihre Plätze einnahmen. Ihre Blicke schweiften bedächtig umher. Wohlüberlegte Apathie.

*Ich bin ein Schilf im Fluss, beuge und bewege mich mit dem Strom.
Vorerst.*

Etwas streifte sie von hinten und störte sie bei dem Versuch, unauffällig zu bleiben.

Es war noch ein letzter Nachzügler. Sie konnte seine Züge nicht erkennen, als er vorbeiglitt, nahm aber einige bemerkenswerte Eigenheiten wahr. Anders als die meisten der anderen Mitglieder des Schwarzen Clans trug er sein schulterlanges Haar offen. Ungepflegt. Verzichtete auf den traditionellen Haarknoten eines Kriegers. Außerdem trug er kein Schwert. Auf den ersten Blick schien er überhaupt keine Waffe bei sich zu führen.

Der Nachzügler erbot den anderen bereits Anwesenden keinen Gruß. Niemand kam aus dem Unterstand, um ihn zu umarmen oder ihm eine Flasche Sake anzubieten. Stattdessen streckte er sich sofort auf einer Bank aus und zog seine Kapuze wieder zurück über sein Gesicht. Mit auf der Brust gefalteten Händen hielt er Distanz zu den anderen und machte eine Pause.

Ein Mann mit eindeutigem Ruf.

Beim Klang weiteren Gelächters glitten Marikos Blicke zurück zu dem ersten Jungen. Dem, den der ältere Mann Ranmaru genannt hatte. Eigentlich wäre sie gern näher herangerückt. Um in unmittelbarer Nähe zu sein. Aber die Vorsicht riet ihr, Abstand zu wahren.

Der Junge saß, wie er gestanden hatte – pfeilgerade. Sein Kiefer war ausgeprägt und kantig, seine Lippen voll. Obwohl er glatträ-

siert war und lächelte – seltsam umgänglich für einen vermeintlichen Söldner – strahlte er dennoch den ausgeprägten Anspruch auf Macht aus. Eine kontrollierte Art von Macht, wie die einer starken Unterströmung. Eine Macht, die dich im Nu in ihre Tiefen hinabziehen konnte.

Ranmaru stand wieder auf, sprach mit gedämpfter Stimme zu dem alten Mann, der nickte und genau so verstoßen antwortete. Dann nahm Ranmaru den ihm zustehenden Platz an einem klapprigen niedrigen Tisch nahe der Mitte der Lichtung wieder ein. Selbst als er weiter mit den Männern in Schwarz sprach, die sich um ihn versammelt hatten, sah Mariko, wie er seine Bank neu aufstellte und ihrer Position viel Sorgfalt zukommen ließ. Eine Sorgfalt, die das besinnungslose Gelächter, das er ausstieß, sehr in Zweifel zog.

Er stellt die Bank in eine Position, wo er jeden und alles sehen kann, der versucht, sich ihm unbemerkt zu nähern.

Er war raffiniert, trotz seiner Jugend. Außerordentlich wachsam. Ein Zug, den Mariko auch an sich selbst hoch einschätzte. Sie lehnte sich vor und versuchte, die hörbaren Stimmen mit jenen in ihrem Gedächtnis zu vergleichen.

Sie wollte beweisen, dass ihre Verdächtigungen nicht aus der Luft gegriffen waren.

Die anderen schwarz gekleideten Männer nahmen ihre Plätze ein, umringten Ranmaru, während ihre irdenen Flaschen und Tassen immer wieder gefüllt wurden. Durch ihre gesenkten Wimpern hindurch bemerkte Mariko ebenfalls, dass Ranmarus Augen – obwohl er weiter trank und mit jedermann spaßte – in ständiger Bewegung waren.

Augen, deren Blicke bald auf sie fielen.

Mariko war sprachlos, wie gepflegt und sauber er aussah.

Wie ... ordentlich. Überhaupt nicht wie das Mitglied einer berüchtigten Bande von Dieben und Mördern. Obwohl seine Aufmerksamkeit nicht länger als nur einen Atemzug bei ihr verweilte, kroch ein Hauch von Röte ihren Hals hoch. Kurz bevor diese Röte ihre Schläfen erreichte, bemerkte Mariko, dass sie ihre kleine Sake-tasse gefährlich fest umklammert hielt.

Noch ein innerlicher Wutausbruch. Gepaart mit derselben, merkwürdigen Neugierde. Und wieder unterdrückte sie den Wunsch, sich selbst in den Mittelpunkt des Geschehens zu begeben. Denn es war sicherer, wachsam und abseits zu bleiben.

Wenn Ranmaru tatsächlich der Anführer des Schwarzen Clans war, war dieser Junge verantwortlich für den Angriff auf Marikos Geleitzug. Für den Tod von Chiyo und Nobutada und zahllosen anderen verlorenen Leben vor nur fünf Tagen in einem dunklen Wald.

Sie hob den Sake an die Lippen und kniff die Augen zusammen. Obwohl sie sicher wusste, dass sie nicht gefährlich wirkte, konnte Mariko es sich nicht leisten, dass ein Mitglied des Schwarzen Clans sie zu lange betrachtete. Sie genauer beobachtete und einen Feind in ihr entdeckte. Oder schlimmer, eine Beute.

Konzentriere dich auf die bevorstehende Aufgabe. Aber vergiss nie.
Jetzt kam der schwierige Teil.

Jetzt kam die Zeit, ihre Träumereien in die Tat umzusetzen.

Mariko hatte den größeren Teil der letzten Nächte zusammengekrümmt unter einer wollenen Decke verbracht. In einem Rausch von Wut Rachepläne geschmiedet. Diese paar Tage lang hatte sie das Leben eines armen Landstreichers geführt. Und obwohl es merkwürdig friedlich gewesen war, niemandem außer sich selbst verpflichtet zu sein, kannte sie ihr Ziel nur zu genau. Jede

Nacht hatte sie sorgfältig unter ihrer Decke ein- und ausgeatmet – einer Decke, die nach Eisen und Schmutz gestunken und sich an ihrer Haut erst recht schrecklich angefühlt hatte. Einer von vielen Gegenständen, die sie aus einem gut ausgestatteten Stall in einer nahegelegenen Provinz gestohlen hatte.

Eine Pferddecke. In einem Pferdestall.

Sie war auf den Speicher geklettert und zwischen den muffigen Heuballen eingeschlafen. Das einzige Mal, dass Mariko ihre Bemühungen, das Wirtshaus des Schwarzen Clans aufzuspüren, unterbrochen hatte, war gewesen, als sie die gestohlenen Kleider in einem nahen Bach gewaschen hatte, das getrocknete Blut und den modrigen Geruch nach Schweiß weggerieben hatte, bis ihre Knöchel rohgeschuert waren.

All ihre Mühe gipfelte hier. Alles hatte sie für dies hier riskiert.

Riskiert für eine Möglichkeit, sich beim Schwarzen Clan beliebt zu machen. Eines seiner geringsten Mitglieder mit Essen und Trinken gefügig zu machen, bis sie sich mit dem armen Bastard angefreundet hatte und zu einem größeren Fang übergehen konnte. Zu einem, der Mariko die Richtung lieferte, die sie brauchte, um die Ehre ihrer Familie aufrechtzuerhalten und ihren Wert auch außerhalb des Heiratsmarktes zu beweisen.

Zu beweisen, dass sie mehr war als einfach nur ein Mädchen.

Natürlich hing alles davon ab, dass der Schwarze Clan nie entdeckte, dass sie in Wahrheit sein angestrebtes Ziel gewesen war. Es war alles unfassbar beängstigend. Und auf eine dunkle Art faszinierend.

Ihre Eltern wären entsetzt.

Kenshin wäre ohne Zweifel nicht ihrer Meinung.

Mariko beobachtete den Schwarzen Clan weiterhin sorgfältig. Eine Gruppe von ungefähr zwanzig Männern jedes Alters scharte

sich um Ranmaru – den Jungen, den sie für den Anführer hielt, trotz seines überraschend geringen Alters.

Alles an ihm unterstützte diesen Eindruck, angefangen bei seinem natürlichen Benehmen bis zu der selbstverständlichen Ehrerbietung aller.

Sie straffte die Schultern und beurteilte die Anwesenden, ihre besondere Aufmerksamkeit galt den beeinflussbarsten: den jüngsten und den ältesten Mitgliedern.

Denen, die wahrscheinlich ein offenes Ohr am dringendsten nötig hatten.

Zu Ranmarus Rechter stand ein einbeiniger Mann mittleren Alters, der sein Gewicht auf ein steifes falsches Bein stützte. Dennoch eignete sich der Mann nicht gut als Ziel; er schien ebenfalls viel zu aufmerksam, seine Finger trommelten auf jede harte Oberfläche in greifbarer Entfernung. An seiner Hüfte hingen allerlei kleine Messer in unterschiedlicher Größe und Form. Ein Beutel mit getrockneten Blättern, der aus seiner Hose hervorlugte, hing an der anderen Seite. Ein Koch, wenn Mariko hätte raten müssen. Oder der im Schwarzen Clan ansässige Giftmischer. Egal, sie würde ein weitaus beeinflussbareres Opfer benötigen als ihn. Alle Köche, die Mariko in ihrem kurzen Leben kennengelernt hatte, bemühten sich, selbst die unbedeutendsten Einzelheiten wahrzunehmen. Versuchten, die Hauptbestandteile aller Dinge zu verstehen.

Ein anderer, kleinerer Junge ungefähr in ihrem Alter kam auch nicht infrage. Er bewegte sich ziellos, lungerte am Rande herum, die Spitzen seines ansonsten tadellosen Haarknotens sträubten sich. Seine Augen hatten einen dumpfen, starrenden Ausdruck. Ein fast gehetzter Ausdruck. Trübe geworden in einer Vergangenheit, von der zu hören Mariko noch nicht bereit oder willens war.

Der Nachzügler, der auf der Bank schlief, käme vielleicht infrage. Vorausgesetzt, sie konnte ihn erfolgreich zum Trinken wecken, was unter diesen Umständen nicht sehr wahrscheinlich schien. Seine Brust hob und senkte sich im Rhythmus völliger Entspannung. Vielleicht würde ein Amboss, der vom Himmel fiel, ihn wecken können. Vielleicht.

Am Rand ihres Blickfeldes betrachtete ein anderer junger Angehöriger des Schwarzen Clans so versonnen die Blätter des neben ihm stehenden Baumes, dass Mariko dachte, er sei geradewegs einem Märchen entstiegen, das sie von ihrer Mutter kannte – eines über einen Jungen, der über den Himmel schwebte, vom Wind getragen an einem Schirm aus geöltem Papier. Sein Gesicht war glatt und glänzend, fast wie ein Kieselstein, der unter der Wasseroberfläche eines Stromes schimmert.

Mariko war so versessen auf ihre Aufgabe, alles nur Mögliche über alle Anwesenden zu erfahren, dass sie nicht sah, dass der Wirt näherkam, bis er sich beinahe auf Augenhöhe über sie beugte, der Geruch von Holzkohle entströmte seiner faltigen Haut.

»Noch einen?«, fragte der alte Mann grob. Es schien, sein Charme war nur Ranmaru und seiner Truppe von mörderischen Schurken vorbehalten.

»Ich ...«, Mariko unterbrach sich, um sich zu räuspern. Um den Ton ihrer Stimme tiefer anzusetzen. »Ja.«

Der Mann schürzte die Lippen, dabei bildeten sich ausstrahlende Linien um seinen Mund. »Bist du ganz sicher, junger Mann?«

Sofort nahm Mariko eine ihrer Meinung nach typisch männliche Haltung an. Sie streckte ihren Rücken. Neigte den Hals nach rechts, als sähe sie ihre Nase hinunter. Diesen einen gesegneten Moment lang war sie froh, dass sie größer war als die meisten

Mädchen ihres Alters. Froh, nicht so zart zu sein. »Ich bin ganz sicher. Lebst du nicht vom Weinverkaufen?«

»An die, die ihn gern trinken, ja.« Die Augen des alten Mannes funkelten boshaft.

Mariko blinzelte. »Ich trinke ihn gern.« Am Rand ihres Blickfeldes nahm sie den Jungen mit den gehetzten, fast mörderischen Augen wahr, der sich ihr nun näherte, sein Gesichtsausdruck verschlossen.

Der alte Mann lachte krächzend. »Du hast vielleicht eine Menge Wasser in dir, Junge, aber das macht dich noch nicht zu einem guten Geschichtenerzähler. Die Worte kommen nicht überzeugend über deine Lippen. Sie nehmen keine Gestalt an, nicht, wie sie sollten. Du solltest mehr üben.«

Wasser? Ihr hatte immer die Flüssigkeit gefehlt, um Wasser zu sein. Die natürliche Anmut. Ihre Mutter behauptete immer, sie hätte zu viel Erde in sich. Dass sie viel zu geerdet sei. Viel zu eigensinnig. Fast wie ein Fels, der bis zur Hälfte im Erdboden eingegraben ist. Wenn Mariko irgendetwas außer Erde war, dann war sie Wind – zeitweise zerstörerisch und immer unsichtbar.

Keinen einzigen Tag lang in ihrem Leben war sie Wasser gewesen.

»Du irrst«, sagte Mariko schroff. »Sowohl was das Wasser angeht, als auch den Wein.«

»Akira-san irrt sich selten bei irgendetwas.«

Mariko erstarrte. Weigerte sich, sich umzudrehen. Dann änderte sie ihre Meinung.

Jetzt war nicht die Zeit für Unentschlossenheit irgendeiner Art. *Auf Unentschlossenheit folgt der Tod, wie ein verdrehter Schatten.* Das war etwas, das ihr Bruder immer sagte. Ein Wort der Warnung, das nur allzu oft gegen sie erhoben wurde.

Obwohl sie die Stimme nicht unmittelbar einer in ihrer Erinnerung an jenen Abend zuordnen konnte, wusste Mariko, dass sie dem Anführer des Schwarzen Clans gehörte. Ranmaru.

Weit davon entfernt, eines seiner beeinflussbarsten Mitglieder zu sein.

Aber wenn ich mir die Mühe ersparen kann, mir seine Nähe zu erschwindeln ...

Im dem Moment, als Mariko sich zu ihm umwandte, trat Ranmaru in ihre Blickachse. Wieder witterte sie eine gezügelte Art von Macht, wie eine Spule, die drohte, zurückzuschneiden.

»Wenn Akira-san sagt, du bist Wasser, dann bist du Wasser«, fuhr er fort.

Marikos rechte Schulter zuckte hoch, ahmte eine von Kenshins wortlosen Reaktionen auf eine ihrer vielen Fragen nach. Sie konzentrierte sich auf ihre Haltung, obwohl ihr der Puls im Hals raste. »Wenn ich dadurch noch eine Flasche Sake bekomme, bin ich auch Wasser.«

Sein Lächeln war betont. »Wenn du erlaubst.« Er streckte seine Hand zur Seite aus, ohne nach rechts oder links zu sehen. Der Junge mit dem stacheligen Haarknoten und dem gehetzten Blick gab ihm eine Flasche Wein, bevor Mariko auch nur blinzeln konnte.

Warum gehorchen sie ihm so bedingungslos?

Ranmaru lehnte sich näher heran, und Mariko nahm einen schwachen Duft nach Pinien und Stahl wahr. Er goss mit sicherer Hand einen dünnen Strahl Reiswein in ihre Tasse. Hände, die bemerkenswert sauber waren. Hände, bei deren Anblick Mariko ihre eigenen schmutzigen Finger gern in den Falten ihres nicht vorhandenen Kimonos versteckt hätte.

Kaum war ihr dieser Eindruck bewusst geworden, kämpfte Ma-

riko auch schon dagegen an. Kämpfte gegen den Drang, die anständige junge Dame zu sein, zu der sie erzogen worden war. Mit zitternden Händen hob sie prostend das Tässchen, dann stürzte sie dessen Inhalt in einem einzigen Schluck hinunter.

Natürlich musste sie ausgerechnet in diesem Moment von dem Brennen husten. Ein trockener, erbärmlicher Husten. Die Männer hinter Ranmaru stießen ein einstimmiges heiseres Lachen aus.

Außer der Jungen mit den mörderischen Augen. Mariko schauderte, als sie sich vorstellte, über was *er* lachen konnte.

Eine Schachtel mit gelähmten Skorpionen? Ein Glas voller giftiger Schlangen?

»Dieser kleine Kümmerling kann nicht einmal seinen Wein festhalten«, dröhnte ein vierschrötiger Mann mit Armen wie knorrige Pinien und einem *Kosode* aus poliertem Leder über das Gesicht. Obwohl mit einem Hauch Humor, grenzte der Blick, mit dem er sie ansah, an abschätzig. Teilnahmslos.

Besorgnis flammte in ihr auf. Wenn die Leute vom Schwarzen Clan sie ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig erachteten, würde Mariko diese besonders wertvolle Gelegenheit verpassen, sich bei ihrem Anführer beliebt zu machen.

Dem Anführer der Männer, die den Auftrag hatten, sie zu ermorden.

Aber sie konnte sich nicht für jemanden ausgeben, der sie nicht war. Und sie war nun einmal kein erfahrener Trinker. Genauso wenig, wie sie ein erfahrener Kämpfer war. Nach außen hin betrachtet war sie überhaupt kein furchteinflößender Gegner. Mariko war ... seltsam. Merkwürdig. Klug. Vielleicht zu klug, wie ihr Vater immer sagte. Das hatte er nie als Kompliment gemeint, obwohl sie es als solches entgegengenommen hatte.

Aber vielleicht war es besser so. Diese Männer würden Mariko

nicht als merkwürdig oder seltsam oder klug sehen wollen. Das waren charakterliche Einschätzungen, die Interesse an etwas Unbekanntem voraussetzten. Vielleicht würde es ihr gute Dienste leisten, sich eine andere Verkleidung zuzulegen. Die eines Vollidioten, der sich verlaufen hatte und verzweifelt Hilfe brauchte. Verzweifelt die hochgeschätzte Führung durch den Schwarzen Clan brauchte.

Alles, nur um sie als ihre Sklaven zu wissen.

Mariko setzte ihr Tässchen nieder, dann räusperte sie sich mit ein paar Klapsen auf ihre Brust und zwang ihre Nerven, sich zu beruhigen. Sie grinste einfältig zu Ranmaru auf. »Ich bin kürzlich von Zuhause weggelaufen, um mein Glück auf der Straße zu versuchen. Und ich kenne mich an solchen Orten nicht aus. Trotzdem bin ich dankbar, dass ihr mir einen ausgegeben habt. Darf ich mich revanchieren?« Ihr Grinsen wurde breiter. »Dann kann ich vielleicht von euch lernen, wie man so etwas wirklich genießt.«

Ranmaru beobachtete Mariko, während er ihre Tasse wieder füllte, sein Blick nachdenklich, seine vollen Lippen leicht verzogen. »Während ich normalerweise ...«

Genau da krachten einige dröhnende Fußstapfen durch das Unterholz am Waldrand und störten das friedliche Wäldchen jenseits des Weges.

»Takeda Ranmaru!« Ein riesengroßer Mann, im Stehen fast drei Köpfe größer als irgendeiner der Anwesenden, schrie in den Nachthimmel. »Ich werde diese Beleidigung nicht einen Tag länger hinnehmen!«

Ranmaru richtete sich auf. Die Männer hinter ihm blieben schweigend stehen. Rührten sich nicht.

Ein Augenblick verging in Totenstille. Ein Augenblick, geladen

mit Spannung. Einer Spannung, die nur durch ein Schwert gelöst werden kann.

»Dann bring mal deine Beschwerden vor.« Ranmarus Lächeln war breit. Unbeeindruckt. »Und wir stellen uns *beide* den Folgen.«

*Nach vorne fallen, um in
Bewegung zu bleiben*



Takeda.

Mariko kannte diesen Namen.

Sie durchsuchte ihr Gedächtnis und kramte eine verblasste Erinnerung hervor.

Die an einen Jungen, der in einem blutbefleckten Hof stand und leise den Himmel anweinte.

»Folgen?« Mit einem amüsiert ungläubigen Blick schritt dieser Riese von einem Mann auf Ranmaru zu. Der Donner in seiner Stimme ließ Marikos Erinnerungen davonestieben, bevor sie endgültig Gestalt angenommen hatten.

In seiner fleischigen rechten Hand hielt der Riese ein gewaltiges *Kanabō*. Er schwang den riesigen Griff in das Licht einer nahestehenden Fackel. »Hast du nicht damit gerechnet, dass ich wissen würde, dass ihr es wart?« Die metallenen Widerhaken, die das eine Ende des *Kanabō* besetzten, blitzten matt. »Habt ihr nicht damit gerechnet, dass wir kommen, um Vergeltung zu üben?« Er nickte den Männern in seinem Rücken zu. Deutete auf ihr Angebot an Waffen. Diese Männer waren haargenau so, wie sich Mariko eine Bande von Halsabschneidern vorgestellt hatte. Bärtig. Ungewaschen. Rüde.

Das genaue Gegenteil des Schwarzen Clans.